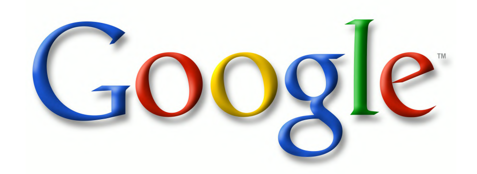
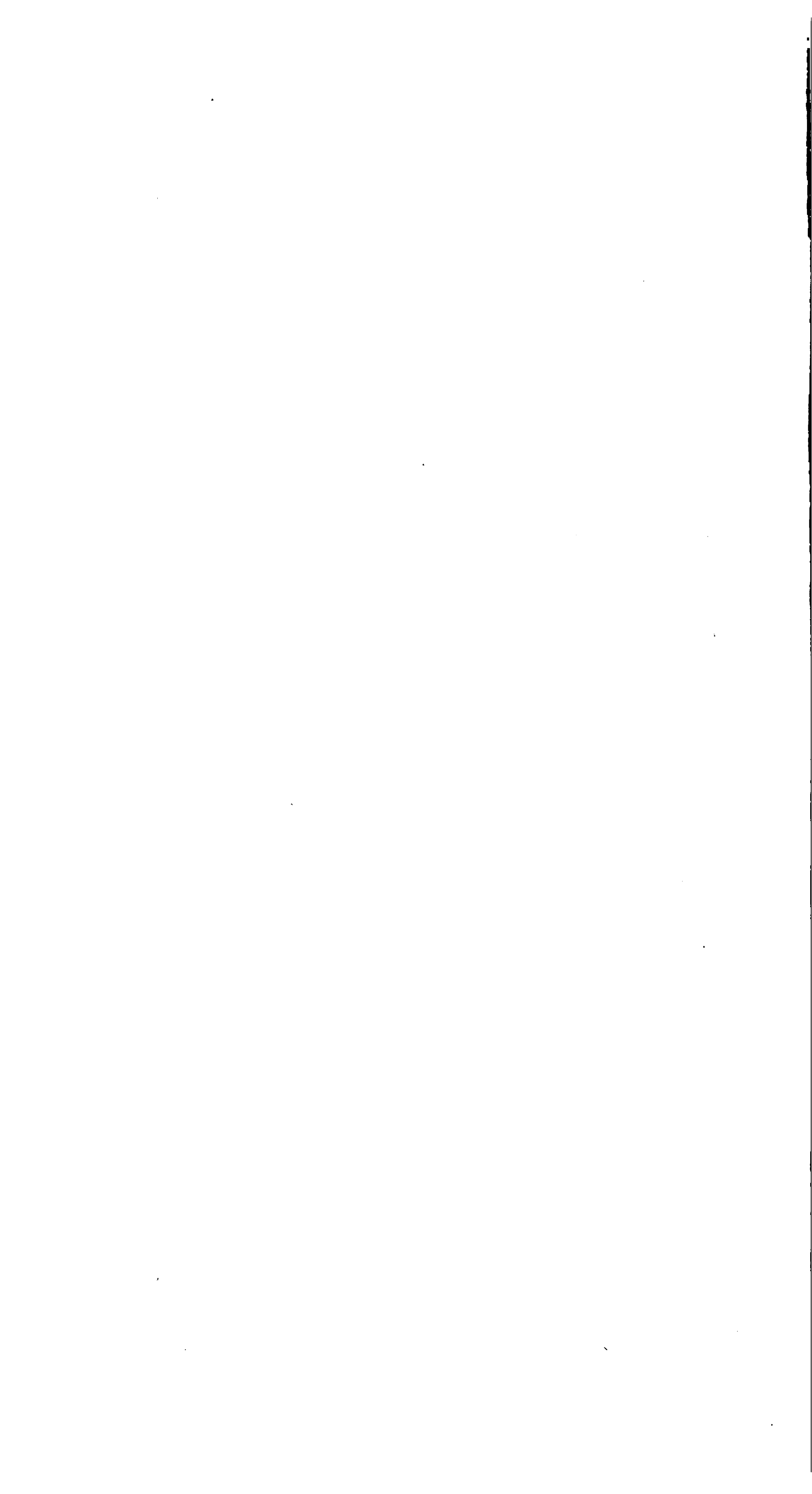



UC-NRLF
$B 161 621





Graf
Friedrich Leopold Stolberg

von

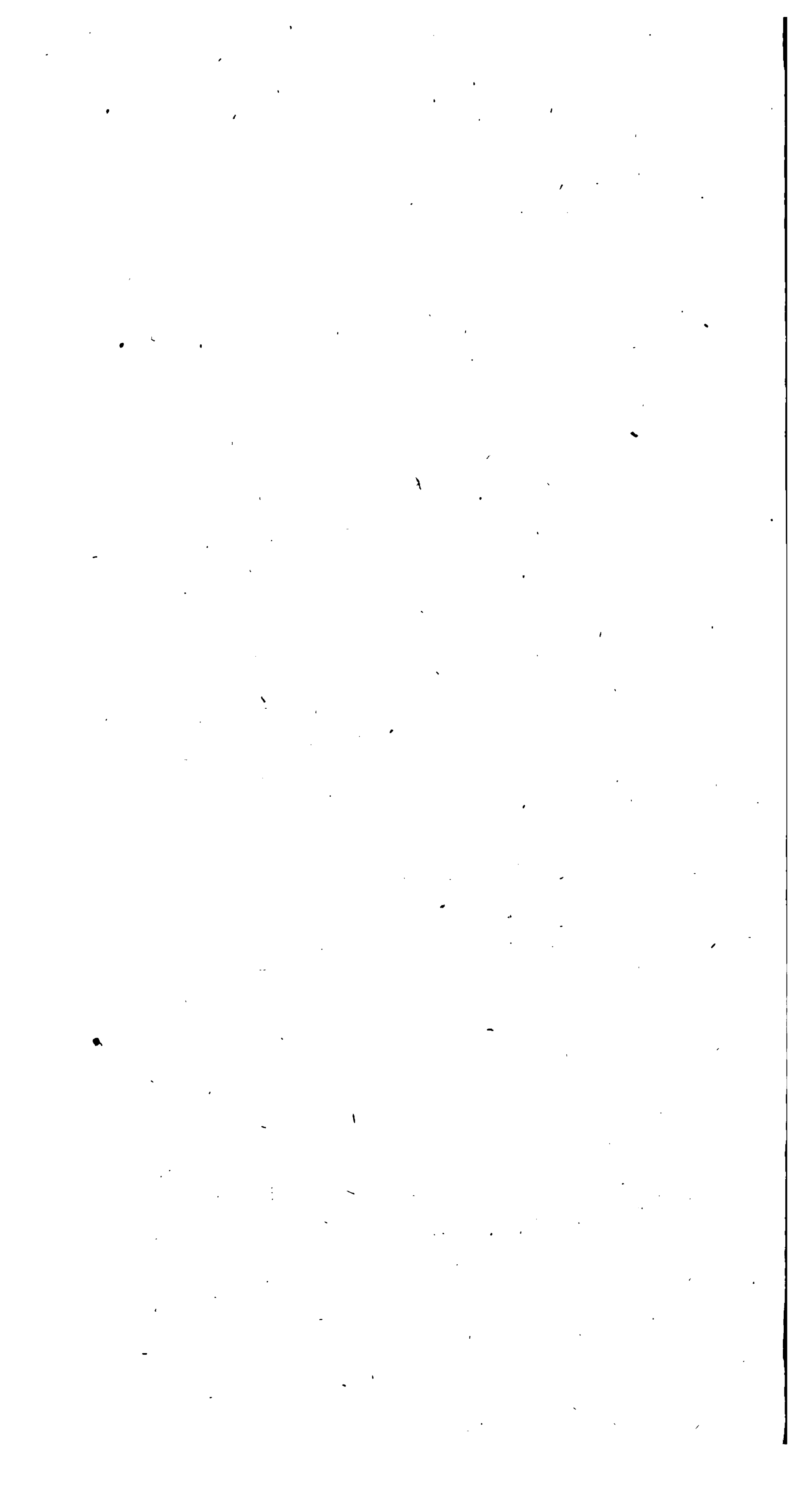
Dr. Karl Windel.

„Nach Wahrheit lechzet der Geist,
„Wie das Herz nach Liebe."
Stolberg.

Frankfurt a. M. 1866.

Verlag für Kunst und Wissenschaft.

G. Hamacher.



Es ist immer erhebend, das Lebensbild eines Mannes zu betrachten, dem Gott ein großes Herz und einen reichen Geist schenkte, und der Beides in seltener Lauterkeit dazu gebrauchte: die Spuren der ewigen Wahrheit zu suchen und ihnen zu folgen.

Ein solcher Mann war Friedrich Leopold Stolberg.*) Geboren zu Bramstedt in Holstein am 7. November 1750, entstammte er von Seiten des Vaters, des Reichsgrafen Christian Günther zu Stolberg-Stolberg einem der ältesten sächsischen Adelsgeschlechter; von Seiten der Mutter, einer gebornen Gräfin Castell, einem nicht minder angesehenen reichsständisch- gräflichem Hause in Franken. Er war der zweite Sohn dieser an Gottesfurcht und Gottessegen reichen Ehe. Sein Bruder Christian war um zwei Jahre älter als er. Der Vater, Graf Christian Günther, ist rühmlichst bekannt durch seine edle, wahrhaft liberale Gesinnung und Wirksamkeit, mit der er zuerst in jenen nordischen Gauen das Beispiel einer völligen Lösung der Leibeigenschaft gab. Er that dies zuerst in Holstein, wo er als königlich dänischer Amtmann lebte; und als er von dort schied, um dem Ruf der verwittweten dänischen Königin Sophia Magdalena als ihr Oberhofmeister nach Kopenhagen Folge zu leisten, hat er hier im Verein mit seinem Gesinnungsgenossen, dem älteren Graf Bernstorf, unablässig den Weg angebahnt, auf dem später der jüngere Bernstorf als dänischer Staatsminister, zur allgemeinen Aufhebung der Leibeigenschaft in Dänemark vorschritt.

Nur wenige der Knabenjahre verlebten die jungen Grafen Christian und Friedrich Leopold noch auf deutschem Heimathsboden. Ihre eigentliche Jugendzeit sollten sie auf der Insel Seeland zubringen. Dort, an dem Gestade des brausenden Meeres, in den Hochwäldern der majestätischen Buchen, an den verborgenen Seeen mit ihrem traumhaften Zauber, dort entfalteten sich ihre Gemüther. Und wie die

*) Ein mit schätzenswerthem Material über Stolberg und seine Zeitgenossen ausgerüstetes Buch ist erschienen von Dr. Th. Menge. II. Bände. Gotha Perthes 1862.

Natur in wundersamer Weise dort zu den Knaben redete, so auch die Menschen. Ein Klopstock, er selbst eine gewaltige deutsche Eiche, derem Wipfel der Sturmwind der Begeisterung bald wunderliche Weisen von alten Hermanns-Tagen und von nordischen Göttermythen, bald von nebelhaftem Freiheitsreiche, und dann wieder vom Himmelsglanze des Messias-Reichs entlockte — der Mann vor Allen war's, den dort die Knaben fanden, und der sie magisch an sich zog.

Still war im Winter der Familienkreis der Stolbergs; zurückgezogen von den Lustbarkeiten des Hoflebens. Der edle Bernstorf, Klopstock, der Prediger und Dichter Andreas Cramer verkehrten in dem trauten Familienkreise gern und viel. Wenn dann der Sommer nahte, zog man auf das schöne Landschloß fern am Meer. Frisch schlossen sich die Knaben an die Freuden der Natur: im Winter war das Schlittschuhlaufen, dessen Vergnügen Klopstock besonders gern theilte, ihre Lust; im Sommer zogen sie jubelnd durch Wald und Flur, und badeten im stillen See und im gewaltigen Meer. Daneben ward jedoch keineswegs eine geregelte Anleitung zu gründlicher wissenschaftlicher Bildung bei den Knaben versäumt. Der auf dem hallischen Pädagogium gebildete Hofmeister Clauswitz leitete den Unterricht derselben mit redlichem Eifer. Und bei der großen geistigen Begabung seiner beiden Zöglinge konnte dieser wohl Tüchtiges erzielen! In einem Sinne, in dem der Wahrhaftigkeit, Treue und der Begeisterung für alles Edle wuchsen sie heran; so eng vereint, daß in Erinnerung daran später der 30-jährige Friedrich Leopold seinem Bruder Christian in einer Elegie zum Geburtstage zuruft:

„Jeden ahnenden Trieb, eh' Selbstbewußtsein ihn wiegte,
„Fühlten Beide zugleich leis' in der innersten Brust!"

Aber dieser eine hohe Sinn — er gestaltete sich schon in frühester Jugend verschieden bei den Brüdern aus. Des Aeltern Wesen zeigte jene seltene Fähigkeit zu zartem Mitgefühl, in Anderer Thun und Leiden sich zu denken, und daraus fließend eine Sanftmuth des Gemüths, die den Eindruck einer eben so liebenswürdigen als wahrhaft sittlich-hohen Natur machte. Nicht daß von dieser Art dem Bruder Friedrich viel gefehlt — gewiß nicht! Denn wenn Einer dem Leiden Anderer Theilnahme je schenkte und Mitgefühl, so war er sicher es; — oder er war so feurig, so begeisterungsvoll, so überreich an Phantasie und an Handlung der Gedanken, daß sein persönlich Wesen mehr den Eindruck von thatenreicher Kraft, activer Geistesfülle weckte.

Kaum waren die beiden Brüder dem Knabenalter entwachsen, als ihr geliebter Vater in Aachen, wohin er sich zum Gebrauch der Bäder begeben hatte, durch einen plötzlichen Tod ihnen entrissen wurde (1765). Die Wittwe zog sich mit der trauernden Familie aus der Hauptstadt auf ein kleines am Sunde gelegenes Gut Rongsted zurück. Bei der die schwer betroffene Gräfin nun mit doppelter Sorge erfüllenden Erziehung ihrer Kinder standen ihr Klopstock und Clauswitz mit Rath und That treulich zur Seite. Welch' einen Eifer aber auch die jungen Grafen ihrerseits den Bemühungen dieser Männer entgegen brachten, geht hinlänglich hervor aus einer kleinen Mittheilung, welche der Graf Christian Stolberg in dem Lebensabrisse seines Bruders macht. Danach trat Klopstock einst in den Saal, als die beiden Jünglinge sich einer französischen Uebersetzung bei der Lectüre von Ciceros Briefen bedienten. Ein scharfer Blick, ein durchdringendes Wort Klopstocks genügten, um in den beiden Jünglingen sofort den festen Entschluß entstehn zu lassen: von nun an einen neuen, redlichen Eifer auf die Erlernung der lateinischen Sprache und Literatur zu wenden, und sie entschlossen sich nicht eher wieder zu einem größern Ausflug aus ihrer Einsamkeit, bis sie einen großen Theil der klassischen Werke der Römer in lateinischer Sprache gelesen hatten. Und halten wir nun neben diesen Zug nicht gewöhnlicher Willenskraft sogleich einen höchst bezeichnenden Zug der Empfindungskraft des Grafen Friedrich Leopold: Klopstock las den beiden Jünglingen seine „Hermannsschlacht", bevor sie durch den Druck bekannt war, vor. Da bricht plötzlich bei einer ausgezeichneten Stelle Friedrich Leopold in Thränen aus, und drückt schweigend und voll freudigen Grimmes dem Dichter die Hand. „Jüngling," erwiedert der, welcher noch in der Hitze des Vorlesens war, „das Lob reizt mich mehr als Deutschlands Lob", und weinte auch.

Durchdrungen von dem Geiste Klopstocks und seiner Bardenpoesie — jener freilich vom Freiheitsbombast stark umnebelten —, verließen die jungen Grafen im Frühling 1770 ihren stillen heimathlichen Aufenthalt, und bezogen in Begleitung ihres Hofmeisters Clauswitz die Universität Halle. Hier gaben die Brüder sich dem gemeinsamen Studium der Philosophie und Rechtswissenschaft hin, und suchten daneben mit immer reger Vorliebe im klassischen Alterthum ihre Kenntnisse zu erweitern. Wohl mögen sie damals nicht gerade besondere Anregung in den Hörsälen der Professoren gefunden haben, denn einige Jahre

nach diesem Aufenthalte schreibt Friedrich Leopold in einer seiner „Jamben:"

„Nie genügte mir
„Des Lehrsaals hochgelehrter, leerer Tand,
„Und nie der eitlen Schlüsse hoher Bau."

Aber der so schrieb, er war ja auch ein Geist, dem nie durch „Wissenschaft" allein Genüge konnte werden!

Im Herbste 1772 finden wir die Grafen in Göttingen. Sie kommen da in ganz neue Sphären geistigen, poetischen Lebens. Ihre juristischen Collegia sehen wir zwar bald im Strome der Poesie versinken. Der „Göttinger Dichterbund" war eben aufgetaucht. Begeisterte Jünglinge, in deren Seele besonders das Freiheits-Bardenthum Klopstocks stürmischen Wiederhall fand, hatten ihn gestiftet. In einem Eichengrunde, bei Mondesschimmer, als ihre Seelen mächtig schwärmten von goldner Freiheit und von holder Poesie, — da hatten sie den Mond und alle Sterne zu Zeugen angerufen ihres ewigen Freundschaftsbundes. Wer wäre solchem Dichterbund willkommener wohl gewesen, als jene beiden hehren Jünglinge, die ja seit frühester Jugend zu den Füßen des Barden-Meisters gesessen, aus deren leuchtendem Auge des Meisters Genius wiederstrahlte, von deren begeisterten Lippen sein Ruhm und eigenst Lied so herrlich floß? Mit stürmischem Jubel begrüßte man sie im „Hainbund." Durch Voß, den Großmeister desselben, wurden sie eingeweiht. Da war Hölty, der Schwabe Miller, beide Lyriker; da war Boie, der Hauptgründer des Bundes und sein bedeutendster Critiker; da war vor Allen Voß selbst. Letzterer schwelgte mit breitspuriger Philisterhaftigkeit — eine Virtuosität, die mit den Jahren bedenklich bei ihm zunahm — in dem eichlaubumkränzten Heiligthume seines Freiheits- und Dichter-Bundes, um so behäbiger seinerseits, da die Geistesproducte der Bundesglieder zu unendlichem Kaffe genossen und mit den Wolken eines biedern Tabakrauchens gewürzt wurden, — was Alles dem Dichter der „Luise" eine Verwirklichung seiner schönsten Ideale war. Die Grafen nun, als sie mit ihrer herzgewinnenden Leutseligkeit ihm und allen Bundesbrüdern entgegentraten, imponirten mächtig. Voß sang sogleich den Grafen Friedrich Leopold in einer auf ihn gemachten Ode „Teuthart" an; und er erhielt von diesem liebenswürdigem Jüngling rückhaltslos dessen wärmste Freundschaft zugewandt. So kann denn Voß schon bald mit Hochgefühl in seinen Briefen melden: „Nicht darauf bin ich stolz, daß ein Graf mich liebt, nein, darauf, daß ein Deutscher, ein

Biedermann, ein Dichter, ein Freund Klopstocks mein Herz werth achtet!" — Daß es dem feurigen Gemüthe des Grafen möglich war, mit einem so geistesknappen, grämlichen Gesellen wie Voß ein Freundschaftsverhältniß einzugehen, mag vor Allem aus der großen Begeisterung, die Beide an Klopstock und an die Studien des klassischen Alterthums fesselte, sich erklären lassen. Und nur zu bald sollte dies Freundschaftsverhältniß jener so verschiedenen beiden Menschen anfangen gründlich zu erkranken, bis es zuletzt an seiner Abnormität ein trauriges Ende fand.

Da beim „Hainbund" neben Klopstock im größten Ansehen Homer stand, so bewog dies Friedrich Leopold: der ihm bis dahin wenig bekannten griechischen Sprache sich jetzt gründlich zu bemächtigen. Und wieder sehen wir ihn da-im Vereine mit seinem Bruder Christian mit einer Energie arbeiten, mit einer Freudigkeit alle Schwierigkeiten jener Sprache überwinden, die unsere volle Bewunderung hervorruft! Welche Beweise später Friedrich Leopold Stolberg von seiner Kenntniß der griechischen Sprache und von seinem Verständnisse der griechischen Schriftsteller ablegte — ist bekannt. Er ward einer der besten Uebersetzer des Homer, des Aeschylus und des Plato.

Wie sehr nun jene deutsch-patriotischen Freiheitsfänger des „Hainbundes" für das klassiche Alterthum, besonders das der Griechen, schwärmten, — so sehen wir sie andrerseits von glühendem Hasse erfüllt gegen jene an französischen Mustern gebildete Literatur, deren Hauptvertreter Wieland war. Es macht den Eindruck fast des Knabenhaft-Lächerlichen, wenn man vernimmt, wie sie einst an Klopstocks Geburtstage die Werke dieses ihres Altvaters auf einen Ehrenstuhl oben an die bekränzte Tafel legten, und unter diesen Thron die tausend Fetzen der zerrissenen wieland'schen Werke streuten, die sie buchstäblich mit Füßen treten wollten! Gewiß braucht die Berechtigung ihres Widerwillens gegen eine von sittenlosen Grundanschauungen durchflochtene Literatur, der auch Wieland huldigte, nicht erst benachdruckt zu werden; jedoch andrerseits ist auch nicht zu verkennen, daß jener haltlose Oppositionstaumel und jenes exaltirte Freiheitsgerede in den Köpfen der „Hainbündler" Ideen von Tugenden und Lastern entstehen ließen, die höchst vager und unwahrer Natur waren. Aber während bei vielen jener Jünger, namentlich bei Voß, diese damals entstandenen Tugend- und Freiheitsbegriffe, gleich saft- und kraftlosen Schemen sich durch ihr ganzes Leben weiter schleppten, — ist es sehr bemerkenswerth, wie

dagegen bei Stolberg, je mehr dieser der positiven Religion sich zuwandte, jene abstracten Begriffe aus ihrer Schattenhaftigkeit zur immer vollern Wahrheit sich gestalteten.

Der Abschied aus Göttingen fiel den beiden Grafen sehr schwer. Sie hatten sich wohl nur zu sehr miteingelebt in die schwärmerische Gefühlsfreundschaft des „Hainbundes“, dessen übertriebene Empfindsamkeit bei ihrem Scheiden Thränen in Menge auspreßte.

Aber ein weit ernsterer Schmerz sollte die beiden Grafen, gleich nachdem sie die Universität verlassen hatten, treffen: der schwere Verlust ihrer Mutter. (1773.)

Im Sommer des Jahres 1775 verließen die Brüder den wiederbetretenen Norden, um eine längst gehegte Sehnsucht zu befriedigen: „das heilige Land der Freiheit, und der großen Natur“, — so nannten sie die Schweiz — jetzt zu besuchen. Sie passirten Frankfurt, wo Goethe sie in Empfang nahm. Gefesselt durch die liebenswürdige Gastlichkeit des goethe'schen Hauses, verweilten sie einige Tage daselbst. Goethe entwirft in seiner „Wahrheit und Dichtung“ ein hübsches Genrebild von jenem Aufenthalte der Grafen in seinem Elternhause. Die Frau Rath hatte Noth, den Durst der Grafen nach Tyrannenblut in altem, hochfarbigem Wein zu kühlen.

Zur Weiterreise schloß sich ihnen Goethe an. In Darmstadt traf man mit Merck, dem alten Freunde Goethe's zusammen. Der meinte in seiner scharfen Weise: „Es sei ein dummer Streich von Goethe, daß er mit solch' Burschen zieh'! Zu völlig sei der Stolbergs Wesen ja verschieden von der Natur seines Goethe! Denn „Dein Bestreben“ fügte er hinzu, „deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die Andern aber suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen.“ Dies Urtheil Merck's enthält viel Treffendes: es war gewiß der Gegensatz zwischen F. L. Stolberg und Goethe ein diametraler, wie das Beider übriges Leben bis in ihr Sterben hinein laut bewies. Bei Goethe: jener durchgehende klassisch-pantheistische Zug, der den Dichter in schönster Erdenharmonie zur Selbstverklärung der Natur hinzog; bei Stolberg: der vom Glaubens-Ideal beseelte Flug, der ihn aus allem edlen Erdendrang aufwärts zur Ruh und Freiheit Gottes trug. Darum auch zwischen Beiden nie wahre Harmonie entstehen konnte.

Ein inniges Freundschaftsband schlossen die beiden Grafen nun in Zürich mit Lavater; ein Band, das immer viel Bedeutung und

Werth für F. Leopold behalten hat. Lavaters von frommer Milde und feinem Seelenverständnisse durchgeistete Persönlichkeit mußte ein Gemüth, wie das F. L. Stolbergs fesseln. Zugleich wies dieser Dichterjüngling sich dem physiognomischen Propheten gegenüber mit einer Legitimation aus, welcher der sonst leicht etwas argwöhnische Lavater seine bewundernde Ergebenheit nicht versagen konnte. Er zeichnet in seinen physiognomischen Studien Stolberg: „Siehe den Blühenden von 25 Jahren! das leicht schwebende, schwimmende, elastische Geschöpf! Es liegt nicht, es steht nicht, es stemmt sich nicht, es fliegt nicht; es schwebt oder schwimmt. Zu lebendig um zu ruhen; zu locker, um festzustehen; zu schwer und zu weich, um zu fliegen.“ „Und nun“, so schließt er seine Zeichnung, „erst am Ende merke ich, daß ich von dem Auffallendsten noch nichts gesagt! nichts von der edlen, von aller Affectation reinen Simplicität! nichts von der Kindheit des Herzens! nichts von dem gänzlichen Nichtgefühle seines äußern Adels! nichts von der unaussprechlichen Bonhommie, mit welcher er Warnung und Tadel, sogar Vorwürfe und Unrecht annimmt und duldet.“

Von Zürich aus reisten die Brüder Stolberg über Bern, wo Fried. Leopold das schöne Lied dichtete „Das Herz im Leibe thut mir weh, wenn ich der Väter Rüstung seh',“ nach den südlichen Alpenlandschaften Piemonts und Savoyens. Dann verweilten sie noch einige Tage an den Ufern des Genfer See's, ehe sie ihren Heimweg nach dem Norden antraten. Auf der Rückreise hielten sie sich kurz in Weimar auf, wo Goethe gerade seine Ruhmesbahn im Glanze der Hofgunst eröffnete. Auch den Grafen Fried. Leopold wollte der Herzog von Weimar gern für seinen Musenhof gewinnen; er trug ihm das Amt eines weimarischen Kammerherrn an. Aber Klopstock, welcher die weimarische Hofluft für das lautere Gemüth seines jugendlichen Freundes Fried. Leopold nicht zuträglich hielt, legte ein nachdrucksvolles Veto ein. An Goethe schrieb derselbe in dem lebhaft über diese Frage entsponnenem Briefwechsel: „Graf Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selber hört.“ Und Graf Stolberg kam nicht. —

Dagegen folgte dieser bald nach seiner Rückkehr dem Rufe des (protestantischen) Fürstbischofs von Lübeck und Herzogs von Oldenburg als dessen Gesandter am königl. dänischen Hofe mit dem Titel eines Oberschenken. Meistens lebte er als solcher nun in Kopenhagen, und erübrigte reiche Muße für seine Poesie und seine Studien. „O wie

Graf

Friedrich Leopold Stolberg

von

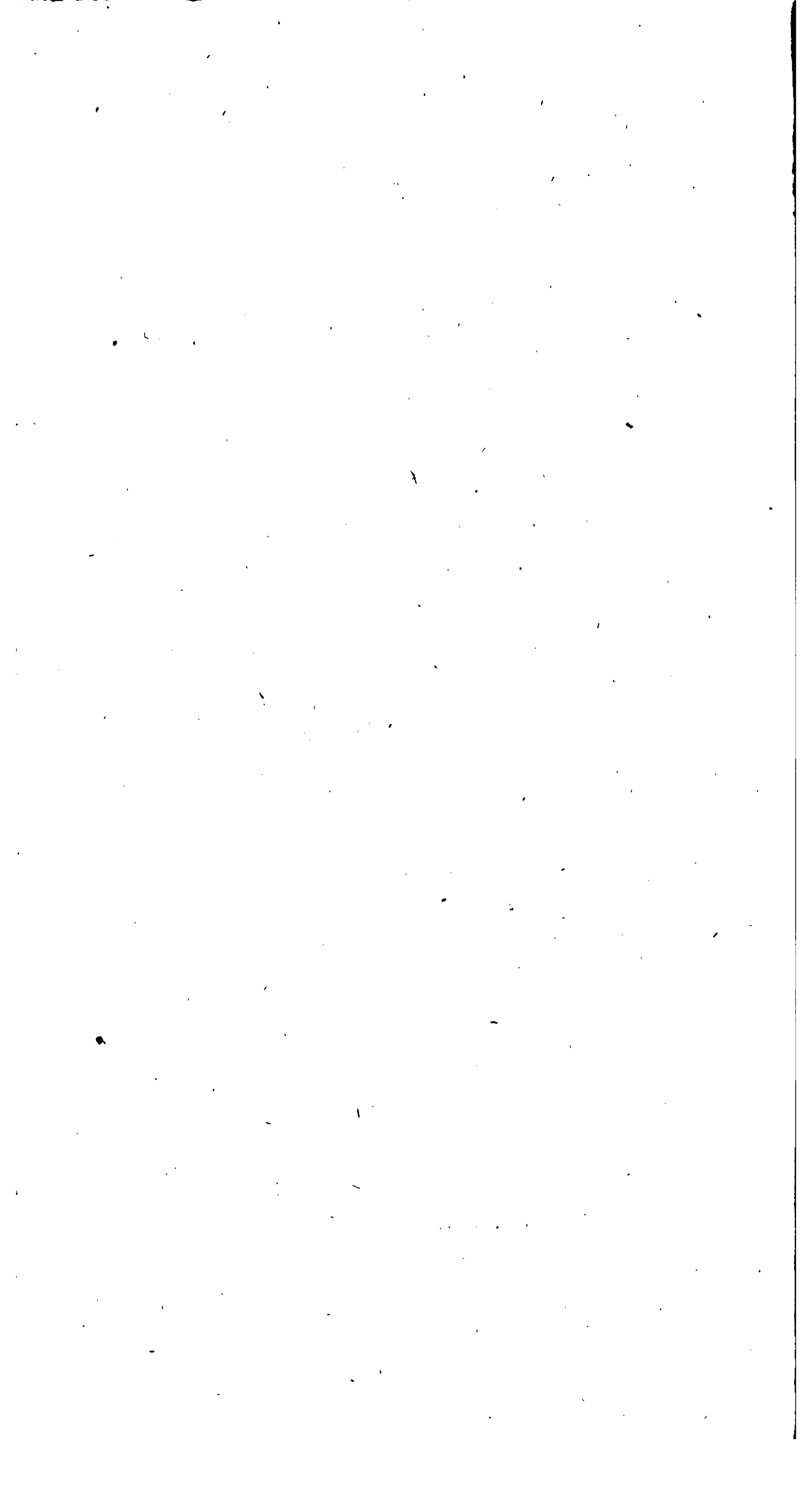
Dr. Karl Windel.

„Nach Wahrheit lechzet der Geist,
„Wie das Herz nach Liebe."
Stolberg.

Frankfurt a. M. 1866.

Verlag für Kunst und Wissenschaft.

G. Hamacher.



Es ist immer erhebend, das Lebensbild eines Mannes zu betrachten, dem Gott ein großes Herz und einen reichen Geist schenkte, und der Beides in seltener Lauterkeit dazu gebrauchte: die Spuren der ewigen Wahrheit zu suchen und ihnen zu folgen.

Ein solcher Mann war Friedrich Leopold Stolberg.*) Geboren zu Bramstedt in Holstein am 7. November 1750, entstammte er von Seiten des Vaters, des Reichsgrafen Christian Günther zu Stolberg-Stolberg einem der ältesten sächsischen Adelsgeschlechter; von Seiten der Mutter, einer gebornen Gräfin Castell, einem nicht minder angesehenen reichsständisch-gräflichem Hause in Franken. Er war der zweite Sohn dieser an Gottesfurcht und Gottessegen reichen Ehe. Sein Bruder Christian war um zwei Jahre älter als er. Der Vater, Graf Christian Günther, ist rühmlichst bekannt durch seine edle, wahrhaft liberale Gesinnung und Wirksamkeit, mit der er zuerst in jenen nordischen Gauen das Beispiel einer völligen Lösung der Leibeigenschaft gab. Er that dies zuerst in Holstein, wo er als königlich dänischer Amtmann lebte; und als er von dort schied, um dem Ruf der verwittweten dänischen Königin Sophia Magdalena als ihr Oberhofmeister nach Kopenhagen Folge zu leisten, hat er hier im Verein mit seinem Gesinnungsgenossen, dem älteren Graf Bernstorf, unabläſſig den Weg angebahnt, auf dem später der jüngere Bernstorf als dänischer Staatsminister, zur allgemeinen Aufhebung der Leibeigenschaft in Dänemark vorschritt.

Nur wenige der Knabenjahre verlebten die jungen Grafen Christian und Friedrich Leopold noch auf deutschem Heimathsboden. Ihre eigentliche Jugendzeit sollten sie auf der Insel Seeland zubringen. Dort, an dem Gestade des brausenden Meeres, in den Hochwäldern der majestätischen Buchen, an den verborgenen Seeen mit ihrem traumhaften Zauber, dort entfalteten sich ihre Gemüther. Und wie die

*) Ein mit schätzenswerthem Material über Stolberg und seine Zeitgenossen ausgerüstetes Buch ist erschienen von Dr. Th. Menge. II. Bände. Gotha Perthes 1862.

Natur in wundersamer Weise dort zu den Knaben redete, so auch d
Menschen. Ein Klopstock, er selbst eine gewaltige deutsche Eic
deren Wipfel der Sturmwind der Begeisterung bald wunderliche Weis
von alten Hermanns-Tagen und von nordischen Göttermythen, ba
von nebelhaftem Freiheitsreiche, und dann wieder vom Himmelsglan
des Messias-Reichs entlockte — der Mann vor Allen war's, den d
die Knaben fanden, und der sie magisch an sich zog.

Still war im Winter der Familienkreis der Stolbergs; zurü
gezogen von den Lustbarkeiten des Hoflebens. Der edle Bernsto
Klopstock, der Prediger und Dichter Andreas Cramer verkehrten
dem trauten Familienkreise gern und viel. Wenn dann der Somm
nahte, zog man auf das schöne Landschloß fern am Meer. Fri
schlossen sich die Knaben an die Freuden der Natur: im Winter w
das Schlittschuhlaufen, dessen Vergnügen Klopstock besonders g
theilte, ihre Lust; im Sommer zogen sie jubelnd durch Wald u
Flur, und badeten im stillen See und im gewaltigen Meer. Danel
ward jedoch keineswegs eine geregelte Anleitung zu gründlicher wiss
schaftlicher Bildung bei den Knaben versäumt. Der auf dem h
lischen Pädagogium gebildete Hofmeister Clauswitz leitete den Unterri
derselben mit redlichem Eifer. Und bei der großen geistigen B
gabung seiner beiden Zöglinge konnte dieser wohl Tüchtiges erziel
In einem Sinne, in dem der Wahrhaftigkeit, Treue und der B
geisterung für alles Edle wuchsen sie heran; so eng vereint, daß
Erinnerung daran später der 30-jährige Friedrich Leopold seinem B
der Christian in einer Elegie zum Geburtstage zuruft:

„Jeden ahnenden Trieb, eh' Selbstbewußtsein ihn wiegte,
„Fühlten Beide zugleich leis' in der innersten Brust!"

Aber dieser eine hohe Sinn — er gestaltete sich schon in frühe
Jugend verschieden bei den Brüdern aus. Des Aeltern Wesen ze
jene seltene Fähigkeit zu zartem Mitgefühl, in Anderer Thun u
Leiden sich zu denken, und daraus fließend eine Sanftmuth des G
müths, die den Eindruck einer eben so liebenswürdigen als wa
haft sittlich-hohen Natur machte. Nicht daß von dieser Art dem Bru
Friedrich viel gefehlt — gewiß nicht! Denn wenn Einer dem Lei
Anderer Theilnahme je schenkte und Mitgefühl, so war er sicher
— aber er war so feurig, so begeisterungsvoll, so überreich
Phantasie und an Handlung der Gedanken, daß sein persönlich We
mehr den Eindruck von thatenreicher Kraft, activer Geistesfü
weckte.

Kaum waren die beiden Brüder dem Knabenalter entwachsen, als ihr geliebter Vater in Aachen, wohin er sich zum Gebrauch der Bäder begeben hatte, durch einen plötzlichen Tod ihnen entrissen wurde (1765). Die Wittwe zog sich mit der trauernden Familie aus der Hauptstadt auf ein kleines am Sunde gelegenes Gut Rongsted zurück. Bei der die schwer betroffene Gräfin nun mit doppelter Sorge erfüllenden Erziehung ihrer Kinder standen ihr Klopstock und Clauswitz mit Rath und That treulich zur Seite. Welch' einen Eifer aber auch die jungen Grafen ihrerseits den Bemühungen dieser Männer entgegen brachten, geht hinlänglich hervor aus einer kleinen Mittheilung, welche der Graf Christian Stolberg in dem Lebensabrisse seines Bruders macht. Danach trat Klopstock einst in den Saal, als die beiden Jünglinge sich einer französischen Uebersetzung bei der Lectüre von Ciceros Briefen bedienten. Ein scharfer Blick, ein durchdringendes Wort Klopstocks genügten, um in den beiden Jünglingen sofort den festen Entschluß entstehn zu lassen: von nun an einen neuen, redlichen Eifer auf die Erlernung der lateinischen Sprache und Literatur zu wenden, und sie entschlossen sich nicht eher wieder zu einem größern Ausflug aus ihrer Einsamkeit, bis sie einen großen Theil der klassischen Werke der Römer in lateinischer Sprache gelesen hatten. Und halten wir nun neben diesen Zug nicht gewöhnlicher Willenskraft sogleich einen höchst bezeichnenden Zug der Empfindungskraft des Grafen Friedrich Leopold: Klopstock las den beiden Jünglingen seine „Hermannsschlacht", bevor sie durch den Druck bekannt war, vor. Da bricht plötzlich bei einer ausgezeichneten Stelle Friedrich Leopold in Thränen aus, und drückt schweigend und voll freudigen Grimmes dem Dichter die Hand. „Jüngling," erwiedert der, welcher noch in der Hitze des Vorlesens war, „das Lob reizt mich mehr als Deutschlands Lob", und weinte auch.

Durchdrungen von dem Geiste Klopstocks und seiner Bardenpoesie — jener freilich vom Freiheitsbombast stark umnebelten —, verließen die jungen Grafen im Frühling 1770 ihren stillen heimathlichen Aufenthalt, und bezogen in Begleitung ihres Hofmeisters Clauswitz die Universität Halle. Hier gaben die Brüder sich dem gemeinsamen Studium der Philosophie und Rechtswissenschaft hin, und suchten daneben mit immer reger Vorliebe im klassischen Alterthum ihre Kenntnisse zu erweitern. Wohl mögen sie damals nicht gerade besondere Anregung in den Hörsälen der Professoren gefunden haben, denn einige Jahre

nach diesem Aufenthalte schreibt Friedrich Leopold in einer seiner „Jamben:“

„Nie genügte mir
„Des Lehrsaals hochgelehrter, leerer Tand,
„Und nie der eitlen Schlüsse hoher Bau.“

Aber der so schrieb, er war ja auch ein Geist, dem nie durch „Wissenschaft“ allein Genüge konnte werden!

Im Herbste 1772 finden wir die Grafen in Göttingen. Sie kommen da in ganz neue Sphären geistigen, poetischen Lebens. Ihre juristischen Collegia sehen wir zwar bald im Strome der Poesie versinken. Der „Göttinger Dichterbund“ war eben aufgetaucht. Begeisterte Jünglinge, in deren Seele besonders das Freiheits-Barden-thum Klopstocks stürmischen Wiederhall fand, hatten ihn gestiftet. In einem Eichengrunde, bei Mondesschimmer, als ihre Seelen mächtig schwärmten von goldner Freiheit und von holder Poesie, — da hatten sie den Mond und alle Sterne zu Zeugen angerufen ihres ewigen Freundschaftsbundes. Wer wäre solchem Dichterbund willkommener wohl gewesen, als jene beiden hehren Jünglinge, die ja seit frühester Jugend zu den Füßen des Barden-Meisters gesessen, aus deren leuchtendem Auge des Meisters Genius wiederstrahlte, von deren begeisterten Lippen sein Ruhm und eigenst Lied so herrlich floß? Mit stürmischem Jubel begrüßte man sie im „Hainbund.“ Durch Voß, den Großmeister desselben, wurden sie eingeweiht. Da war Hölty, der Schwabe Miller, beide Lyriker; da war Boie, der Hauptgründer des Bundes und sein bedeutendster Critiker; da war vor Allen Voß selbst. Letzterer schwelgte mit breitspuriger Philisterhaftigkeit — eine Virtuosität, die mit den Jahren bedenklich bei ihm zunahm — in dem eichlaubumkränzten Heiligthume seines Freiheits- und Dichter-Bundes, um so behäbiger seinerseits, da die Geistesproducte der Bundesglieder zu unendlichem Kaffe genossen und mit den Wolken eines biedern Tabakrauchens gewürzt wurden, — was Alles dem Dichter der „Luise“ eine Verwirklichung seiner schönsten Ideale war. Die Grafen nun, als sie mit ihrer herzgewinnenden Leutseligkeit ihm und allen Bundesbrüdern entgegentraten, imponirten mächtig. Voß sang sogleich den Grafen Friedrich Leopold in einer auf ihn gemachten Ode „Teuthart“ an; und er erhielt von diesem liebenswürdigem Jüngling rückhaltslos dessen wärmste Freundschaft zugewandt. So kann denn Voß schon bald mit Hochgefühl in seinen Briefen melden: „Nicht darauf bin ich stolz, daß ein Graf mich liebt, nein, darauf, daß ein Deutscher, ein

Biedermann, ein Dichter, ein Freund Klopstocks mein Herz werth achtet!" — Daß es dem feurigen Gemüthe des Grafen möglich war, mit einem so geistesknappen, grämlichen Gesellen wie Voß ein Freundschaftsverhältniß einzugehen, mag vor Allem aus der großen Begeisterung, die Beide an Klopstock und an die Studien des klassichen Alterthums fesselte, sich erklären lassen. Und nur zu bald sollte dies Freundschaftsverhältniß jener so verschiedenen beiden Menschen anfangen gründlich zu erkranken, bis es zuletzt an seiner Abnormität ein trauriges Ende fand.

Da beim „Hainbund" neben Klopstock im größten Ansehen Homer stand, so bewog dies Friedrich Leopold: der ihm bis dahin wenig bekannten griechischen Sprache sich jetzt gründlich zu bemächtigen. Und wieder sehen wir ihn da im Vereine mit seinem Bruder Christian mit einer Energie arbeiten, mit einer Freudigkeit alle Schwierigkeiten jener Sprache überwinden, die unsere volle Bewunderung hervorruft! Welche Beweise später Friedrich Leopold Stolberg von seiner Kenntniß der griechischen Sprache und von seinem Verständnisse der griechischen Schriftsteller ablegte — ist bekannt. Er ward einer der besten Uebersetzer des Homer, des Aeschylus und des Plato.

Wie sehr nun jene deutsch-patriotischen Freiheitssänger des „Hainbundes" für das klassiche Alterthum, besonders das der Griechen, schwärmten, — so sehen wir sie andrerseits von glühendem Hasse erfüllt gegen jene an französischen Mustern gebildete Literatur, deren Hauptvertreter Wieland war. Es macht den Eindruck fast des Knabenhaft-Lächerlichen, wenn man vernimmt, wie sie einst an Klopstocks Geburtstage die Werke dieses ihres Altvaters auf einen Ehrenstuhl oben an die bekränzte Tafel legten, und unter diesen Thron die tausend Fetzen der zerrissenen wieland'schen Werke streuten, die sie buchstäblich mit Füßen treten wollten! Gewiß braucht die Berechtigung ihres Widerwillens gegen eine von sittenlosen Grundanschauungen durchflochtene Literatur, der auch Wieland huldigte, nicht erst benachdruckt zu werden; jedoch andrerseits ist auch nicht zu verkennen, daß jener haltlose Oppositionstaumel und jenes exaltirte Freiheitsgerede in den Köpfen der „Hainbündler" Ideen von Tugenden und Lastern entstehen ließen, die höchst vager und unwahrer Natur waren. Aber während bei vielen jener Jünger, namentlich bei Voß, diese damals entstandenen Tugend- und Freiheitsbegriffe, gleich saft- und kraftlosen Schemen sich durch ihr ganzes Leben weiter schleppten, — ist es sehr bemerkenswerth: wie

dagegen bei Stolberg, je mehr dieser der positiven Religion sich zuwandte, jene abstracten Begriffe aus ihrer Schattenhaftigkeit zur immer vollern Wahrheit sich gestalteten.

Der Abschied aus Göttingen fiel den beiden Grafen sehr schwer. Sie hatten sich wohl nur zu sehr miteingelebt in die schwärmerische Gefühlsfreundschaft des „Hainbundes“, dessen übertriebene Empfindsamkeit bei ihrem Scheiden Thränen in Menge auspreßte.

Aber ein weit ernsterer Schmerz sollte die beiden Grafen, gleich nachdem sie die Universität verlassen hatten, treffen: der schwere Verlust ihrer Mutter. (1773.)

Im Sommer des Jahres 1775 verließen die Brüder den wiederbetretenen Norden, um eine längst gehegte Sehnsucht zu befriedigen: „das heilige Land der Freiheit, und der großen Natur“, — so nannten sie die Schweiz — jetzt zu besuchen. Sie passirten Frankfurt, wo Goethe sie in Empfang nahm. Gefesselt durch die liebenswürdige Gastlichkeit des goethe'schen Hauses, verweilten sie einige Tage daselbst. Goethe entwirft in seiner „Wahrheit und Dichtung“ ein hübsches Genrebild von jenem Aufenthalte der Grafen in seinem Elternhause. Die Frau Rath hatte Noth, den Durst der Grafen nach Tyrannenblut in altem, hochfarbigem Wein zu kühlen.

Zur Weiterreise schloß sich ihnen Goethe an. In Darmstadt traf man mit Merck, dem alten Freunde Goethe's zusammen. Der meinte in seiner scharfen Weise: „Es sei ein dummer Streich von Goethe, daß er mit solch' Burschen zieh'! Zu völlig sei der Stolbergs Wesen ja verschieden von der Natur seines Goethe! Denn „Dein Bestreben“ fügte er hinzu, „deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die Andern aber suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen.“ Dies Urtheil Merck's enthält viel Treffendes: es war gewiß der Gegensatz zwischen F. L. Stolberg und Goethe ein diametraler, wie das Beider übriges Leben bis in ihr Sterben hinein laut bewies. Bei Goethe: jener durchgehende klassisch-pantheistische Zug, der den Dichter in schönster Erdenharmonie zur Selbstverklärung der Natur hinzog; bei Stolberg: der vom Glaubens-Ideal beseelte Flug, der ihn aus allem edlen Erdendrang aufwärts zur Ruh und Freiheit Gottes trug. Darum auch zwischen Beiden nie wahre Harmonie entstehen konnte.

Ein inniges Freundschaftsband schlossen die beiden Grafen nun in Zürich mit Lavater; ein Band, das immer viel Bedeutung und

Werth für F. Leopold behalten hat. Lavaters von frommer Milde und feinem Seelenverständnisse durchgeistete Persönlichkeit mußte ein Gemüth, wie das F. L. Stolbergs fesseln. Zugleich wies dieser Dichterjüngling sich dem physiognomischen Propheten gegenüber mit einer Legitimation aus, welcher der sonst leicht etwas argwöhnische Lavater seine bewundernde Ergebenheit nicht versagen konnte. Er zeichnet in seinen physiognomischen Studien Stolberg: „Siehe den Blühenden von 25 Jahren! das leicht schwebende, schwimmende, elastische Geschöpf! Es liegt nicht, es steht nicht, es stemmt sich nicht, es fliegt nicht; es schwebt oder schwimmt. Zu lebendig um zu ruhen; zu locker, um festzustehen; zu schwer und zu weich, um zu fliegen.“ „Und nun“, so schließt er seine Zeichnung, „erst am Ende merke ich, daß ich von dem Auffallendsten noch nichts gesagt! nichts von der edlen, von aller Affectation reinen Simplicität! nichts von der Kindheit des Herzens! nichts von dem gänzlichen Nichtgefühle seines äußern Adels! nichts von der unaussprechlichen Bonhommie, mit welcher er Warnung und Tadel, sogar Vorwürfe und Unrecht annimmt und duldet.“

Von Zürich aus reisten die Brüder Stolberg über Bern, wo Fried. Leopold das schöne Lied dichtete „Das Herz im Leibe thut mir weh, wenn ich der Väter Rüstung seh',“ nach den südlichen Alpenlandschaften Piemonts und Savoyens. Dann verweilten sie noch einige Tage an den Ufern des Genfer See's, ehe sie ihren Heimweg nach dem Norden antraten. Auf der Rückreise hielten sie sich kurz in Weimar auf, wo Goethe gerade seine Ruhmesbahn im Glanze der Hofgunst eröffnete. Auch den Grafen Fried. Leopold wollte der Herzog von Weimar gern für seinen Musenhof gewinnen; er trug ihm das Amt eines weimarischen Kammerherrn an. Aber Klopstock, welcher die weimarische Hofluft für das lautere Gemüth seines jugendlichen Freundes Fried. Leopold nicht zuträglich hielt, legte ein nachdrucksvolles Veto ein. An Goethe schrieb derselbe in dem lebhaft über diese Frage entsponnenem Briefwechsel: „Graf Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selber hört.“ Und Graf Stolberg kam nicht. —

Dagegen folgte dieser bald nach seiner Rückkehr dem Rufe des (protestantischen) Fürstbischofs von Lübeck und Herzogs von Oldenburg als dessen Gesandter am königl. dänischen Hofe mit dem Titel eines Oberschenken. Meistens lebte er als solcher nun in Kopenhagen, und erübrigte reiche Muße für seine Poesie und seine Studien. „O wie

klein ist mir Alles in der Welt nun, da ich lebe und webe in Homerischen Ideen!" schrieb er von dort. Er arbeitete nämlich an einer metrischen Uebersetzung der Ilias; anfangs im Vereine mit seinem Bruder Christian; doch sollte dieser, mit dem bis dahin engvereint sein Lebensgang gewesen war, nun bald von ihm getrennt werden. Der Graf Christian Stolberg nahm im Jahre 1777 die Stelle eines Amtmanns zu Tremsbüttel im Holsteinischen an. Das war ein schmerzliches Scheiden für die Brüder! Doch sollten sie sich oft und innig wiedersehen.

Und Friedrich Leopold blieb nun allein zurück im vielbewegten Hofleben. Aber er vergaß nicht seines einfach-frommen Glaubens. Und wunderbar! „einst an meinem Geburtstage, am 7. November 1776 — so berichtet Stolberg 42 Jahre später — als ich mein 26. Jahr vollendete, in welchem ich Oberschenk an einem deutschen Hoflager geworden war, geschah mir dies: Ich gedachte, durch diesen Tag aufgefordert, an meine Sünden, griff zur Bibel und bat Gott, meinen Finger auf einen von Ihm Selbst zu wählenden Spruch zu richten. Und siehe, da ich aufschlug, traf mein Finger auf die Worte: „„Da redete der oberste Schenke zu Pharao und sprach: Ich gedenke heute an meine Sünde."" — So ließ sich Gott finden, mahnend und rufend, von dem, der Ihn suchte — aufrichtig.

Nicht brauchte Stolberg sich andauernd aufzuhalten am dänischen Hofe; oft eilte er nach Eutin; oft besuchte er seine Verwandten und Freunde im Holsteinischen. „Das Herz kränkelt in der Stadt," hörte man ihn sagen. Und das konnte er am wenigsten vertragen; schrieb er doch damals gerade einen Aufsatz „über die Fülle des Herzens," in dem er alle edlen Gefühle und Leistungen des Menschen aus dieser Quelle herleitet. In jene Jahre (1777—1782) fällt die Abfassung mehrerer seiner besten Balladen; z. B. „Schön Klärchen," „Ritter Bayard", „Graf Gleichen" und der herrlichen Romanze „Ritter Rudolph." Wie jetzt Graf Stolberg in seinen Oden und Hymnen immer würdiger an die Seite Klopstock's trat, ja unbedingt diesen vielfach durch größere Einfachheit und natürliche Wärme des Ausdrucks übertrifft; so macht er durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Ballade und Romanze fast einem Balladendichter wie Bürger den Rang streitig. Auch erschien nun bereits (1778) seine metrische Iliasübersetzung, mit deren Handschrift er Voß eine höchst willkommene Gabe zuwandte.

In Eutin lernte Stolberg um diese Zeit in dem Hoffräulein Agnes von Witzleben seine zukünftige Gattin kennen. Sie war ein zartes, weibliches Wesen, „mit Taubenaugen und goldnen Locken," wie Stolberg von ihr singt. Seine Vermählung mit ihr fand im Juni 1782 statt. Ein „unschuldvolles, anmuthiges Wesen, vor dem alsobald alles Mißwillige, Mißklingende sich auflösen, verschwinden mußte" — so war Stolbergs Gattin, nach Goethe's Schilderung. Der Graf lebte sehr glücklich in der Ehe mit ihr.

Er blieb jetzt länger in Eutin. Dahin war auf seine Veranlassung auch Voß als Rector der gelehrten Schule gezogen. Beide Familien unterhielten regen Verkehr. Stolberg verfaßte (1782) aus dem Schatze seiner im Hof- und großen Weltleben gesammelten Eindrücke seine „Jamben." Satyrische Lehrgedichte sind es, in denen er mit feiner Ironie und seltenem Freimuthe die Thorheiten und Verkehrtheiten seiner Zeit geißelte. Aber nur wenig wurde der Dichter hierin verstanden. „Ach, klagt er, die zarte Pflanze der Ironie ist unsern Deutschen noch so unbekannt!" Und doch sind einzelne jener Jamben von so großer Schönheit! Ergreifend brechen aus den verschlungenen Dornen des Spottes die lieblichsten Knospen seines edlen Dichterherzens hervor, und bringen den Hauch seiner Sehnsucht nach Wahrheit; so heißt es in der 16. Jambe:

„Wie nach dem Quell das müde Reh sich sehnt,
„Wie nach der Mutter ein verirrtes Kind,
„So sehnt nach Wahrheit sich der Mensch, wofern
„Sein Geist gesund in reinem Herzen blieb.
„Wahrheit und Lieb entströmen Einem Quell',
„Sind Beide Einer Sonne Licht und Gluth" ꝛc.

Längst hatte Stolberg sich gesehnt, das Hofleben mit einem stillen Landleben vertauschen zu können. Er richtete darum sein Augenmerk verlangend auf die Landvoigteistelle in dem Oldenburgischen Neuenburg. Aber erst nach zwei Jahren (1786) sollte diese Stelle ihm zu Theil werden. In der Zwischenzeit war es ihm vergönnt, seinen Bruder Christian öfter und länger wiederzusehen; er konnte für die Dauer eines ganzen Winters sein junges Familienglück mit dem seines Bruders zu Tremsbüttel vereinigen. Im darauf folgenden Sommer finden wir die Brüder einmal wieder zusammen auf der Reise. Sie sind Beide in Carlsbad und Töplitz. Von dort folgt Fried. Leopold mit seiner Familie im Herbst 1783 der Einladung seines Schwagers, des Grafen Andreas Bernstorf, nach Kopenhagen. Auf dieser Reise voll-

endete der Dichter sein erstes Drama „Timoleon“, dem bald sein zweites „Theseus“ folgte. Von letzterer Dichtung berichtet er selbst, „daß er sie in 13 Tagen gemacht habe.“ „Ich kann nun einmal nicht anders arbeiten“, fügt er hinzu, „ich arbeite, oder vielmehr es arbeitet in mir und gewinnt Gestalt qualemcunque. Feilen kann ich so wenig an meinen Kindern des Lichts, als an den Kindern der Finsterniß. Hat mir Vulkan seine Feile versagt, so läßt er mir doch seine Flamme.“ Als nun dem „Theseus“ rasch sein drittes Drama „der Säugling“ folgte, da konnte Voß dem kühnen und schnellen Fluge des Dichters nicht mehr folgen. Er blickt ihm mit starrem Erstaunen nach; und eilt, den Dichter ob solcher Art zur Rede zu stellen. Stolberg antwortet ihm: „Ueber Dramata denken wir, wie ich sehe, verschieden. — Die Muse gibt Zeugniß meinem Geist, und dieses geht mir über Alles!“ — Die Innerlichkeit der dichterischen Anschauung und ihre schwungvolle Ausgestaltung in diesen Dramen, wird ihre Wirkung bei empfänglichen Gemüthern gewiß nicht verfehlen. Aber zugegeben werden muß wohl andrerseits, daß in ihnen der Einfluß des griechischen Drama zu einer etwas übertriebenen Nachahmung den Dichter verleitet hat, so daß das Gewand der Handlung und der Sprache oft nicht natürlich genug und zu fremdartig erscheint. Der Einfluß des griechischen Geistes wurde überhaupt in jener Periode bei Stolberg so vorherrschend, daß seine nicht lange darauf (1787) erschienene idyllische Dichtung „die Insel“ nur dem mit platonischen Ideen vertrauten Leser zu annäherndem Verständnisse gelangen kann. In Gesprächen, Erzählungen und malerischen Naturschilderungen führt uns diese Dichtung das traumhafte Bild einer glückseligen „Insel“ vor, auf der uns des Lebens Ideale umfangen, wie sie größtentheils durch Plato's „Republik“ im Dichter angeregt, durch seine Phantasie mit neuen Reizen ausgestattet sind; das Ganze „die Tochter des Traums und der Menschlichkeit“, wie Stolberg es nennt. Zugleich spielte aber auch der Reflex des idyllischen Lebensglücks, das Stolberg mit seiner geliebten Gattin in Neuenburg genoß, in jene Dichtung viel hinein.

Endlich hatte Stolberg die ersehnte Stelle in Neuenburg erhalten. Vorher hatte er noch einen weiten Ausflug in die große Welt gethan. Er war nämlich mit einem Auftrage von der jüngern holsteingottorp'schen Linie zur Kaiserin Catharina II. nach Petersburg gesandt. Höchst ehrenvolle Aufnahme war ihm daselbst geworden; er, der durch Lied und Schrift in Deutschland längst sich allbekannten Ruf erworben

hatte, fand auch in jener kalten Ferne keine Fremde vor; man schätzte seinen Dichtergeist schon lange dort, und sein persönliches Wesen gewann bald die Herzen Vieler am russischen Hofe.

Nach Vollendung dieser Mission gehörte der Graf den Musen und seinem Familienleben in Neuenburg. „Ich lebe hier glücklich mit meinem lieben Weibe und zwei Kindern" — schreibt er an seine Freunde; und wiederholt ladet er diese von nah und fern ein, daß sie doch kommen, und seines friedreichen Glückes mitgenießen möchten. Von diesem Winkel der Erde, der ihn vor Allen anlacht, verfolgt er mit aufmerksamen Blicke alle neuen Erscheinungen auf dem literarischen Gebiete. Die edlen und guten begrüßt er mit freudigem Beifall; ganz selbstlos spendet er auch da sein reichstes Lob, wo er durch neue Leistungen seine eignen übertroffen glaubt. So hatte Voß den Edelmuth, mit dem ihm Stolberg einst sein Manuscript der Iliasübersetzung geschenkt hatte, damit vergolten, daß er diese Uebersetzung Stolbergs durch eine eigene, plötzlich veröffentlichte, weit zu übertreffen suchte. Das that Stolberg wohl weh; aber es hielt ihn nicht einen Augenblick zurück, Voß sein vollstes Lob zu spenden, zugleich mit dem rückhaltslosen Bekenntnisse, daß er sich in jener Leistung für übertroffen achte. — Wo aber Dichtungen von unlauterm Geiste durchdrungen hervortraten und gar Anerkennung fanden, da sehen wir Stolberg mit dem Rufe der Entrüstung und Warnung hineilen. Mit welchem Abscheu redet er von dem zu jener Zeit erschienenen, und leider von so Vielen begrüßten schlüpfrigem Romane Heinse's „Ardinghello"! — „Und wenn dies Büchlein auch wirklich mit dem Genie geschrieben wäre", sind Stolbergs Worte, „auf welches es so lauten Anspruch macht, so würde ich es doch mit eben dem Unwillen, als wäre es ein genievolles Pasquill auf meinen Vater lesen. Oder sollen uns etwa Religion und Tugend minder lieb und ehrwürdig als ein Vater sein?"

Wo aber Religion den Weg durch's Leben weist, da gibt sie Kraft: auch alles Erdenleid zu tragen. Das sollte Stolberg jetzt erfahren. Seine theure Gattin Agnes ward ihm durch einen unerwartet schnellen Tod entrissen. Sie starb am 15. November 1788. „Was einem Sterblichen eine Sterbliche sein kann, das war mir meine Agnes" — ist die Sprache seines Schmerzes.

Nun war es aus mit seinem Glück in Neuenburg; er eilte fort von jener ihm nun so öden Stätte. „Weder Leichtsinn, noch Verzweiflung, aber tiefes Gefühl, daß ich nach dem Tode meiner Agnes

in Neuenburg weder nützlich sein, noch auch den geringen Grad von äußerer Ruhe, dessen ich noch fähig bin, behalten könnte, führte mich auf eine neue Bahn" — schreibt Stolberg. Er entschloß sich zu einer neuen staatsamtlichen Laufbahn und nahm den Antrag: als dänischer Gesandter an den Berliner Hof zu gehen, an. In Berlin gelang es dem Dichter nicht, seine Leier wieder zu stimmen. Die Luft kalter Intelligenz, entleert jedes wärmern Gemüths- und poetischen Geistes-Hauches, der Ton leerer Formen in Gesellschaft und Religion, waren nicht geeignet seinem Herzen wohlzuthun und neue Lieder dem so schwer betroffenem zu entlocken. Er sah sich ganz auf sich und die Erinnerung an vergangenes Glück gewiesen. Daneben trieben die dort sich breitmachende Freigeisterei und dünkelhafte Vernünftigkeit ihn an, sich immer entschiedener in die einfachen, tröstlichen Wahrheiten des Christenthums zu versenken.

Da führte die göttliche Vorsehung den Dichter in seiner Öde mit zwei Menschen zusammen, die beide für seine dunkle Zukunft wie helle Gestirne ihm aufgingen: mit einer jungen Gräfin Redern, und mit dem jugendlichen Nicolovius. Jene ward Stolbergs zweite Gemahlin; dieser der Lehrer und Erzieher seiner Kinder, und sein treuer Herzensfreund.

Im Jahre 1789 konnte Stolberg an den Kriegsrath Scheffner, dessen herzliche Bekanntschaft noch eine glänzende Ausnahme in der großen preußischen Residenz für Stolberg bildete, schreiben: „Ja, theurer, herzlicher Mann, dem ich in der großen, empfindungslosen Stadt zuerst und fast allein meinen Jammer zeigen konnte, Ihr armer Stolberg heirathet wieder. Eine Agnes ist für mich auf Erden nicht mehr; die, welche ich verlor, harret mein in den himmlischen Hütten; aber hier, stellen Sie sich vor, hier! fand ich ein geist- und herzvolles Mädchen, welches im vollen Vertrauen auf mich die Pilgerschaft des Lebens mit mir 39jährigem Manne, Vater von vier Kindern, anzutreten entschlossen ist." Seine Vermählung mit Sophie Gräfin Redern fand am 15. Februar 1790 statt. Gott hatte ihm eine treue, edle Lebensgefährtin, seinen „Agneskindern" eine gute Mutter wiedergeschenkt.

Gern hätte Stolberg damals schon den jungen, mit Gaben des Geistes und des Charakters vortrefflich ausgerüsteten Nicolovius, welcher ihn auf seiner Durchreise in Berlin aufsuchte, für sein Haus als Lehrer gewonnen. Jedenfalls hielt er die Hoffnung fest, daß ihm dies später gelingen werde; welche Hoffnung auch in Erfüllung ging.

Nicolovius seinerseits spricht sich über diese Bekanntschaft so aus: „Stolberg ist der zweite, den ich kennen gelernt habe, in dem ein höheres Leben wirkt, als alle Philosophie zu geben vermag. Auf der Stirne trägt dieser göttliche Mann jene apocalyptische Anrede „ich weiß, daß Du die Bösen nicht tragen kannst.“

Unablässig treten in Stolbergs Briefen jener Zeit an seine verschiedenen Freunde die Spuren hervor von seinem redlichen, gründlichen Suchen und Forschen in Gottes Offenbarungen. Den unverrückten Glauben an die Göttlichkeit seines Heilandes bekennt er immer vom Neuen, und mit eindringlicher Innigkeit hält er denselben denen vor, welche auf der abschüssigen Bahn des Protestantismus bis zur seichten Aufklärerei und zum trostlosen Unglauben immer mehr hinabsanken. Den ihm lange befreundeten Herrn von Halem, welcher mit raschen Schritten zur völligen Verleugnung aller göttlichen und weltlichen Autorität eilte, und welcher in Oldenburg rücksichtslos zu einer gänzlichen Verwässerung des dortigen protestantischen Gesangbuchs Hand anlegte, — warnt Stolberg eindringlich vor solcher Förderung des Unglaubens, und schließt seine Apologie des positiven Glaubens mit dem eindringlichem Worte des Erlösers: „So Jemand wird meinen Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei.“

Bald verließ Stolberg mit den Seinigen Berlin (1790), „als Einer, der nicht Lust zur Rückkehr hat.“ Es stand ihm der erwünschte Tausch seines Gesandtschaftspostens an der Spree mit dem am mittelländischen Meere bevor. Doch kaum war er zum dänischen Gesandten am Hofe zu Neapel designirt, als ein ausgezeichnetes Anerbieten vom Fürstbischof von Lübeck diesem Lebensplane des Grafen eine andere Wendung gab. Er folgte diesem letztern Anerbieten, und ward Präsident der Regierung zu Eutin, mit dem Urlaub zu einer Reise von anderthalb Jahren. So war es ihm doch vergönnt, jetzt Italien zu besuchen.

Nachdem sein Amtsantritt als Präsident zu Eutin im Juni 1791 feierlich stattgefunden hatte, begab sich Stolberg sofort mit seiner Gemahlin, seinem ältesten Söhnchen und dessen Erzieher Nicolovius auf die Reise nach dem Süden.

Auf dem Wege durch Deutschland bildete der Besuch in Münster ein Hauptmoment für Stolberg. Dort lernte er Fürstenberg, Overberg und die Fürstin Gallitzin kennen; drei Gestalten, aus denen in seltener Weise der Glaube und die Hoheit der katho-

lischen Kirche hervorleuchteten: der gottesfürchtige Minister, der gottgeweihte Priester, die gottselige Fürstin. Und wenn dann diese hohe Frau, der aller irdischer Glanz und alle Geistesbildung zur armen Schale geworden war, darin des Glaubens und der heiligen Liebe Perle ruhte, — mit ihrem edlen Gaste redete von dem, wonach ja Beide rangen, vom Ziel des Erdenlebens, von der ewigen Wahrheit: — wie konnte anders da als von dem Eindruck tiefster Sympathie das wahrheitsdurstende Gemüth Stolbergs ergriffen werden?! Als Stolberg mit den Seinen nach wenigen inhaltsreichen Tagen aus jenem Münster-Kreise schied, schrieb er darum: „Mit Empfindungen, welche nur die besten Menschen erregen können, verließen wir Münster."

Ueber Pempelfort, wo der befreundete Philosoph Jacobi aufgesucht wurde, und wo dessen Sohn sich der Reisegesellschaft anschloß, ging die Fahrt weiter nach der für Stolberg an schönen Erinnerungen reichen Schweiz. Dann ward der Mont-Cenis passirt, — und hinter ihnen lag die blendende Alpenkette, vor ihnen Italien mit seinen hesperischen Gefilden. Am heiligen Weihnachtsabend langten sie in Rom an.

Der erste Gang Stolbergs am Christtag war zur Peterskirche; er war erschüttert von ihrem Eindrucke: „Niemals ergriff mich ein Werk von Menschenhand gemacht, wie dieses. Staunen und Freude faßte mich, als ich den Platz vor mir sah, Ehrfurcht und Freude, als ich in den Tempel trat." Er sah den Papst, einen Greis von 74 Jahren, umgeben von der großen Geistlichkeit Roms, das heilige Meßopfer darbringen. Später empfing ihn Pius VI. in einer Audienz. Stolberg sagt davon: „Dieser Greis, welcher mit so feierlicher Würde seines Amtes pfleget, ist sehr angenehm und freundlich in der persönlichen Unterredung." —

Das vorwiegende Interesse jedoch sehen wir den Grafen während seines Aufenthalts in Rom der Kunst zuwenden. Und da hat er manche feine Beobachtung in sein Reisebuch aufgezeichnet. So macht er mit treffender Bezeichnung unter Anderm darauf aufmerksam, daß man an den meisten Köpfen der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, einen gewissen Charakter von Härte und trüber Melancholie, welche an Zorn grenze, ausgedrückt finde. Selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend schwebe, wie eine schwarze Wolke, der Gedanke des Todes. Die Vorstellung der Vergänglichkeit des menschlichen Daseins, meint Stolberg, habe auf die Phantasie des

Künstlers gewirkt und diese aus dem Herzen durch den Arm und Meißel in den Marmor hineingewirkt. — In der Malerei war es vor Allen Rafael, dem Stolberg Bewunderung schenkte. Des Dichters begeistert Auge glaubte in jedem Bilde des unsterblichen Malers ein unaussprechliches Gedicht zu schauen. „Ich zweifle", ruft er vor den Rafaelischen Stanzen aus, „ich zweifle, ob Rafael einen Vers gemacht habe, aber gedichtet haben wenige Dichter wie er!"

Den Reizen der Kunst in Rom folgten die Reize der Natur in Neapel: die zaubervolle Aussicht auf das Meer, die Milde der balsamischen Luft, die Heiterkeit des tiefblauen Himmels. Als Stolberg im Begriffe war, von Reggio nach Sicilien überzusetzen, schrieb er: „Ich verlasse mit Rührung des schönen Italiens schönste Provinz .... Die Aussichten auf das Meer, auf Calabriens eigene Gestade und auf die Gestade Siciliens, auf die Meerenge hier und auf das weite Meer dort; alles das, verbunden mit den freundlichsten Reizen der blühendsten Natur, die auf ihrem Schooße mich wiegend, mir ihre mannigfaltigsten Schönheiten zeigte, alles das erfüllte mich mit einer Empfindung, die des Ausdrucks nicht bedarf, ihn verschmäht, weil sie über den Ausdruck erhaben ist, mit einer Empfindung, welche, sich mit den süßesten Erinnerungen und Empfindungen meines Lebens und mit meinen heiligsten Gefühlen vereinigend, mein Dasein erweiterte."

Die glückliche Reisegesellschaft war vergrößert worden durch den willkommenen Anschluß zweier Freiherrn von Droste-Vischering aus Münster. Man bestieg den Aetna, und durchstreifte die Insel Sicilien nach allen Richtungen, ehe man sich von ihr trennte, um dann die letzte Episode der italienischen Reise auf der kleinen, lockenden Insel Ischia zu verleben. Auf dieser paradiesischen Insel glaubte Stolberg in den Gärten des Alkinoos zu wandeln. Das Völkchen jener Insel sei, meint Stolberg, vielleicht das liebenswürdigste auf Erden: das Wesen der Insulaner sei ganz Freundlichkeit und Freude, ihre Erscheinung voll Grazie und Anmuth, ihr Christenglauben so naiv-kindlich, und so rührend und poetisch mit ihren Naturfreuden verwachsen, ihre Anhänglichkeit, die Alt und Jung den Fremdlingen bewiesen, sei so traulich, — das Alles wahrhaft ideal! In der That, die Schilderungen des Grafen sowohl wie die von Nicolovius zaubern uns ein Bild von jenem Aufenthalt auf Ischia vor, in welchem man fast eine Verwirklichung der einst von Stolbergs Dichterphantasie inspirirten „Insel" vor sich zu haben glaubt. Ein schwerer Kummer

jedoch traf inmitten dieser Freuden den Grafen und seine Gemahlin: Gott holte aus jenem irdischen Paradiese ihr kürzlich zu Neapel gebornes Töchterlein in das himmlische Paradies. „Betrübt Euch nicht,“ trösteten die guten Christen auf Ischia die trauernden Eltern über des Kindes Tod! „Es ist im Paradiese! Es betet zu Gott für Euch!“

Stolberg eilte nun mit seiner Begleitung über Neapel, Rom, Venedig nach seinem Vaterlande zurück. Die Eindrücke dieser Reise nach Italien verarbeitete der Dichter nach seiner Rückkehr in seinem ersten bedeutendem Prosa-Werke (1794) „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien“ zu einem harmonischen, an Ideen reichem Ganzen. Freilich finden wir hier noch nirgends entschiedene Andeutungen seiner Hinneigung zur katholischen Kirche, deren Erscheinung doch in ihrer herrlichsten Weise in Rom, und deren Leben in Italien überall, wie vornämlich auch in Münster so ganz an Stolberg herangetreten war. Nur das bezeugt des Dichters offene, schöne Sprache in jenem Werke überall: daß seine lautere Natur, sein wahrheitsuchend Herz, sein großer, freier Geist den wohlthuenden und wunderbar ergreifenden Eindrücken der h. Kirche und ihres Lebens niemals mit Misdeutung sich verschlossen hat. Vielmehr läßt seine warme Sympathie für jenes Volkes Sinn, dem gleichsam zur Natur sein Wunderglaube ward, wie andrerseits für jene ethischen, von fromm-katholischem Geiste durchleuchteten Gestalten des Münster Kreises — die ahnungsvollen Spuren seiner Sehnsucht zu dem gleichen einen starken Glaubensbande, wenn noch so leise, dennoch bereits durchschimmern. Denn daß doch diese Reise mit den ersten Anlaß zu der spätern Conversion des Grafen Stolberg gab, bezeugt uns dieser selbst in einem bald nach seinem Uebertritte verfaßten Schreiben an die Fürstin Hohenlohe. „Die Reise, schrieb er dieser, „deren Beschreibung Sie mit so vieler Güte für den Verfasser lasen, war wohl ohne Zweifel der erste Anlaß zu dem Schritte, den ich nachher that. So vieles auch einem Protestanten in Italien zum Aergerniß gereichen kann, ward es mir doch desto weniger schwer, das Falsche vom Aechten zu unterscheiden und mitten unter den Schlacken das Gold zu erkennen, da ich gleich zu Anfang meiner Reise hier zu Münster mit einer Tochter der Kirche bekannt ward, auf welcher der Geist des Christenthums, des christkatholischen Glaubens so sichtbar ruht, daß sie mir einen tiefen Eindruck von der Heiligung, die in dieser Kirche zu erreichen ist, in's Herz gab. Es ist die Fürstin Gallitzin.“ So be-

ginnt denn schon seit jener Reise in dem Grafen der Prozeß, der nach langen Jahren ernster Prüfung endlich sein Ziel erreichte.

Sogleich nach seiner Rückkehr trat Stolberg rüstig sein Präsidentenamt zu Eutin an. Es harrten seiner viele Geschäfte; denn mit jenem Amte war außerdem die Aufsicht auf die Justizcanzlei, das Consistorium und die Rentenkammer verbunden. Doch wußte er stets, bei redlicher Pflichterfüllung, seiner Muse ihren Platz zu bewahren. Seine Gegenwart zu Eutin zog bald den Besuch vieler seiner Freunde dorthin. Da kamen Lavater, Klopstock, Perthes, Niebuhr. Auch Overberg und die Fürstin Gallitzin erwiederten jetzt dem Grafen und der Gräfin ihren Besuch. Das Erscheinen dieser beiden Gäste aus Münster erweckte in Eutin allgemeines Interesse, und ihr Wesen erwarb die Bewunderung Vieler. Selbst Voß konnte seine Hochachtung diesen beiden edlen Erscheinungen nicht versagen, und diese Hochachtung des biedern Rectors stieg noch, als er von einem durch jene Beiden verfaßten „Buche für Volksschulen" Kunde erhielt.

Plinius sagte einstmals zum Kaiser Trajan: „Du hast Freunde, weil Du Freund bist"; dies Wort gilt auch von Stolberg. Sein liebevolles Herz, empfänglich und verständnißreich für Freundschaft sein ganzes Leben lang, lockte jetzt auch ununterbrochenen Freundesbesuch von nah und fern herbei; und es war das gastfreie Haus des Dichters jetzt wie immerdar eine Stätte, von der aus der Hauch ächter deutscher Treue und Sitte, wahrer Herzensfrömmigkeit weithin sich verbreitete.

Bezeichnend ist für Stolberg die Stellung seines Urtheils zur französischen Revolution. Er hatte, gleich Klopstock und den Freiheitsfängern allen, anfangs auch mit freudiger Hoffnung der französischen Freiheitsfahne zugejauchzt. Sein ideales Anschauen glaubte: es werde nun verjüngt und neu gestaltet werden das französische Königthum, und von dieser Wiederbringung eines neuen glücklichen Regime's werden Friede und edle Freiheit dann sich fern in viele Lande breiten. Mit gespanntem Interesse verfolgte darum Stolberg das Entstehen und den Fortgang jener mächtigen Bewegung im Westen Deutschlands. Aber sein redliches Denken, nie beirrt durch vorgefaßte Meinung, stets ganz gerecht beurtheilend der Dinge Antlitz, — es sollte nur zu bald erkennen, woher der Sturm des Freiheitstobens stammte, und wo er enden werde. Und während von Stolbergs Freunden mancher, selbst Klopstock, noch lange von schönen Früchten der Em-

sprung träumte, sah Stolbergs durch Wahrheitssinn ernüchtertes, durch Achtung vor Autoritätsbestand geleitetes Urtheil, daß tiefes Elend die „hunderthalsige Hydra“ der Revolution mit sich bringe. Kein positiv erfreuliches Resultat schien ihm auf diesem blutigem Wege mehr zu finden, nur jenes negative: „die durch unerhörte Frevel bis zur hellsten Evidenz einleuchtend gemachte Wahrheit, daß Freiheit auf Gesetzen, Gesetze auf Sitten, Sitten auf Religion gegründet werden müsse.“ „Den Gang der Gerichte Gottes“ erkannte Stolberg in den blutigen Spuren jener Zeit.

Wie bildet hierin wieder der feste, deutsche, fromme Sinn dieses Mannes ein glänzendes Gegenbild zu eines Voß Gesinnung! Voß, der niemals an seinem ersten Urtheil irre wurde, begrüßte mit andauerndem Beifalle den Fortgang der Revolution; und all' den Gräuelscenen, die ihm aus jenem Blutgewühl entgegengrinsten, hielt er würdevoll und mit pedantischer Gemessenheit sein „Princip“ entgegen. An diesem abstracten Freiheitsprincip, ganz unbeirrt durch die concrete Wirklichkeit, nur festzuhalten, das nannte er „überzeugungstreu.“ So recht nach Art blos theoretisirender Philister — rühmt hinter Tabaksrauch und dünnem Bier er laut die Siegesthaten, mit denen Frankreichs Revolutionsheer nun den deutschen Brüdern auch Freiheit und Gleichheit bringen werde. Er wünschte mit Vielen leider, die sich Deutsche nannten, den Waffen der Franzosen schnellen Sieg im Anzuge gegen Deutschland! Und Alles das der Consequenz seines Freiheitsprincips zu Liebe! —

Da trat mit dem Feuer edlen Zorns Graf Stolberg gegen solches Gebahren auf. In seiner Ode „die Westhunnen“ ruft er auf zum Kampf, zur starken Abwehr gegen die drohend hereinbrechenden Revolutionsschaaren; und mächtig hilft er jetzt den Geist des ächten deutschen Patriotismus wiederanfachen. Voß, dem die Siegesnachrichten der Deutschen unwillkommene Kunde waren, der von Frankreichs Götzen ja das Heil erwartete, war wüthend über Stolbergs Thun und über den deutschen Eifer seiner Oden. „Hole der Henker Adel und Pfäfferei, die ein Herz wie Stolbergs — entadelten!“ ruft er grimmig aus. Das gehörte nämlich zu der besondern Eigenthümlichkeit bei Voß, diesem Urbild eines platten, flachsinnigen Rationalismus: sofort da, wo Jemand den Zug eines tiefern Gemüthes verrieth, von „Aberglauben und von Pfäfferei“ zu schreien, Lieblingsworte dieses Großinquisitors, mit denen er über Geister wie Claudius, Lavater,

vor Allen über Stolberg zu Gerichte saß. Es ist leicht begreiflich, wie bei der so totalen Wesensverschiedenheit eines Stolberg und eines Voß, das frühere Hainbundsband sich lockern, und Beide sich immer gründlicher von einander entfernen mußten. Nur das Element ihrer beiderseitigen Vorliebe für griechische und lateinische Studien blieb jetzt noch ein Bindungsglied zwischen den so Verschiedenen. Nicht daß Stolberg, der angesehene Präsident sich mit Absicht von dem dürftigen Rector in Eutin zurückgezogen, oder daß er seiner Abneigung gegen die religiösen und politischen Anschauungen bei Voß rücksichtslos Raum und abstoßenden Ausdruck gegeben hätte; im Gegentheil, so viel an ihm ist, sucht er den alten „Hainbundsfreund" immer noch liebevoll auf, und bei aller Gesinnungsverschiedenheit läßt Stolberg es nicht an wahren Freundschaftsdiensten mit der That fehlen. Davon hat uns Voß selbst ein glänzendes Zeugniß aufbewahrt: Derselbe war einst schwer erkrankt, er war ohnmächtig in einen neuntägigen Schlummer mit kurzen Augenblicken des Bewußtseins gesunken. In dieser Noth war Stolberg der schlaflos ausharrenden Gattin des Erkrankten der alte herzliche Freund mit Rath und That. Als am zehnten Morgen der selbstbewußt erwachende Kranke auffah, erblickte er im hellen Lichte des Frühroths Stolberg am Fuße seines Lagers stehen. „Was Stolberg mir in der Genesung war, das vergelt ihm Gott!" ruft Voß selbst aus.

Novalis sagt einmal: das Gemüth des Menschen ist sein Schicksal. Dies scheint auch bei Stolberg und Voß so zu sein. Voß folgt stets nur den Ideen, die plan und ganz s e i n G e i s t b e h e r r s c h t; Stolberg solchen, von d e r e n w u n d e r b a r e r M a c h t e r w i r d b e h e r r s c h t. „Du hast uns zu Dir geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir," dies Wort des heil. Augustin beherrschte unsers Dichters großen Geist, und zog ihn wie mit Wundermacht zur e w i g e n W a h r h e i t, die nur durch Hingabe gewonnen wird. „Daß doch Jemand," schreibt Stolberg wiederholt, „mit der dreifachen Weihe des Philosophen, Dichters und Christen begabt in einem Roman die Wahrheit jenes Wortes des heiligen Augustinus darzustellen, Beruf und Kraft empfangen möchte!"

Bei solcher Sehnsucht des Herzens war der Verkehr mit den Freunden aus Münster für Stolberg wie Thau auf dürres Erdreich. D i e brachten ja den Halt des frommen Glaubens aus ihrer unwandelbaren Kirche mit, — das that so wohl, wo Glaubenslosigkeit

Autoritätslosigkeit und trostlose Zerfahrenheit ringsum im Lager des Protestantismus herrschten; die brachten ja den Hauch der heiligen Liebe, der wunderbar erquickt, wo so gemeinschaftlos der Eine dies, der Andere jenes liebt und übt! Daher kam es, daß Stolberg am liebsten mit seinen katholischen Freunden zusammen war; und immer inniger ward Besuch und Gegenbesuch zwischen Münster und Eutin getauscht. „Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist," das war die Losung Stolbergs, und wo dasselbe Losungswort galt, da zog es ihn immer hin. Voß fand zwar in jenem Losungsworte als einem „jesuitischen" „ein Hinwinken zum papistischen Herrgott." Der ungläubige Weisheitskrämer deutete mit solcher Meinung vielleicht eine größere Wahrheit an, als er wußte. Denn ist Stolberg nicht wieder ein auffallendes Beispiel dafür, daß: wo der Glaube an die Autorität der göttlichen Offenbarung lebt, dieser Glaube, falls er nicht gehemmt wird durch die dumpfigen Mauern eines protestantischen Confessionalismus, und nicht stagnirt in den Sümpfen des Pietismus und Mysticismus, unaufhaltsam dahin vordringt, wo jene göttlich geoffenbarte Autorität sichtbar und unwandelbar hereinragt in die erlöste Menschheit und ihre Geschichte?!

Der Proceß religiöser Zweifel an dem Wesen des Protestantismus ward in dem Grafen immer mächtiger. Emsig prüfte er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit vergleichend die Erscheinung und das Dogma beim Protestantismus, und beim Katholicismus. Die Consequenzen des Protestantismus, welche auch damals gerade in ihrer ganzen Wirklichkeit im trostlosen Deismus, Rationalismus und Naturalismus hervortraten, die Weihelosigkeit bei den religiösen Versammlungen der Protestanten, die Sprachenverwirrung bei ihren kirchenregimentlichen Fragen, wie dieselbe gerade wieder in einem traurigen Agendenstreite sich geltend machte, der Gesammteindruck des Lebens und Webens in den protestantischen Kreisen, — das Alles war nicht der Art, daß ein Mann wie Stolberg beifällig, gleichgültig und sorglos dabei bleiben konnte. „Hätte ich auch nicht," — so schreibt Stolberg über seinen Uebertritt zur katholischen Kirche später an Lavater — „den beinahe vollendeten Einsturz der protestirenden Kirche erlebt, so wäre mir doch in ihren Hallen ohne Altar, ohne praesens numen länger nicht wohl geworden. „Sie, welche der Einsiedler in der Wüste spottet, isolirt, verödet die sieben tausend einzeln Verstreuten der modernen großen Samaria, die, des heiligen Tempeldienstes beraubt,

Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Von diesen Samaritern lehrt mich meine Kirche glauben, daß sie Mitglieder dieser von ihnen verkannten Kirche sind, ohne es zu wissen. — Es jammerte einst Gott des Knaben Ismael, den nicht sein Wille aus Abrahams Zelt in die Wüste geführt hatte, und in der Wüste ward ihm ein Brunnen lebendigen Wassers gezeigt. Seine Engel sind noch immer Diener, ausgesandt zum Dienste um dererwillen, die ererben sollen die Seligkeit; und sie besuchen auch noch die Wüste. Wessen Seele nach Gott, wie der Hirsch nach der Quelle schreiet, dessen Durst wird gelöscht."

Beim Katholicismus fand dagegen Stolberg die entgegengesetzten Kennzeichen; Kennzeichen, die den Stempel der Wahrheit deutlich an sich trugen. Da fand er großartige Consequenz in Lehre und Leben, da fand er einen nicht durch menschliches Markten verkümmerten, einen vollen, rein bewahrten Glauben an die Wunderoffenbarung Gottes in Christo, da fand er den Trost und festen Anhalt der Unfehlbarkeit in der Lehre, da fand er die tiefsinnige Symbolik eines wahren Cultus, da fand er ein Priesterthum und das heilige Opfer, da fand er praesens numen, seinen Gott, nach dem seine Seele dürstete. „Das dringende Gefühl" — schreibt er an Lavater ferner — „das dringende Gefühl des Bedürfnisses einer durch den Geist Gottes geleiteten, daher in der Lehre unfehlbaren Kirche, einer Kirche, bei welcher Jesus Christus, seiner Verheißung nach, bleiben würde bis an das Ende der Tage — einer Kirche, in welcher noch immer Machthaber des ewigen Hohenpriesters Sünden behalten und Sünden lösen konnten — einer Kirche, in welcher am Strahle göttlicher Liebe die Ambrosius, die Augustin, die heiligen Einsiedler in der Wüste und Ludwig der neunte auf dem Throne, die Leone, die Katharinen, die Theresen, die Franziscus, die Borromäen zu Früchten für den Garten Gottes reiften, einer Kirche, in welcher der Sohn Gottes (welcher bei uns bleiben wird, weil es Abend werden will und der Tag sich geneigt hat), in welcher der Sohn Gottes hochgelobt in Ewigkeit, aus den Hefen unserer Zeit, in dem Augenblicke, da der Antichrist mit so organisirter, so furchtbarer Macht mit dem Schlunde der geöffneten Hölle dräute, in welcher der Sohn Gottes (hochgelobt in Ewigkeit!) solche Wunder that, und eine große, größtentheils verdorbene, hohe Geistlichkeit in Frankreich, welcher die Axt schon an der Wurzel zu liegen schien, auf einmal so umwandelte, daß der faule

Baum Früchte des Lebens und in solcher Fülle und in solcher Reife trieb: Freund und Bruder! das dringende heiße Gefühl des Bedürfnisses, zu einer solchen Kirche zu gehören, riß mich mit Banden, die stark sind wie der Tod, das heißt mit Banden der Liebe, unwiderstehlich zu ihr hin."

Stolberg prüfte lang und er prüfte ernst. „Nach siebenjähriger Untersuchung, nach ernster Ueberlegung, unter täglicher Anrufung des Geistes der Wahrheit, nicht ohne Kampf mancher Art", so lauten seine eignen Worte — war endlich er, und einmüthig mit ihm seine Gemahlin, zur vollen Reife der Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Kirche gediehen. Mit der Wende des Jahrhunderts war für Beide eine neue Lebenswende angebrochen: am Pfingstfeste des Jahrs 1800 legten der Graf und die Gräfin Stolberg in der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin vor Overberg ihr katholisches Glaubensbekenntniß ab.

Indem Stolberg seinen Uebertritt zur katholischen Kirche sofort dem Fürstbischof von Lübeck anzeigte, bat er um Dienstentlassung; dieselbe wurde ihm in ehrenvollster Weise gewährt, und so legte er mit freudigem Opfer seine glänzenden Aemter nieder.

Ein Sturm von Urtheilen der verschiedensten Art erhob sich nun über den Convertiten. Meistens ward er bitter verkannt und verläumdet. Ein sofort in Eutin erschienenes Flugblatt rief ihm zu: „O Knabe! brandmarkst du so das Jahrhundert, das sich kraftvoll strebend bemüht, die Leiden der Menschheit zu lindern, die Ketten des Mönchthums zu sprengen, und schrecklich zu stürzen des tausendköpfigen Ungeheuers blutigen Thron!" Vor Allen trat nun Voß im ungezügelten Celotismus seines Unglaubens und seiner unnoblen Gesinnung gegen seinen großmüthigen Jugendfreund hervor. Sobald er von dem Uebertritte Stolbergs Kunde erhalten hatte, verfaßte er ein ausgesucht gehässiges Schmähgedicht „die Warnung." Als Stolberg ihn in alter, ungetrübter Herzlichkeit besuchen wollte, ließ er sich verleugnen; sandte aber darauf jene Schmähschrift durch seinen Sohn an Stolberg. Und dieser antwortete nicht etwa aufgebracht, nicht gehässig erregt: er bewies vielmehr allen Anfeindungen und Schmähungen gegenüber fest und unbeirrt den Geist der Liebe und Sanftmuth, den seine heilige Kirche athmet. „Es wird ganz von Ihnen abhängen," schreibt der Graf an Voß zurück, „wenn Sie mich sehen wollen. Stürmisch werden sie mich nicht finden, auch mich nicht stürmen machen,

selbst dann nicht, wenn Sie von dem, was ich nach langer Prüfung wählte, im Tone ihres Gedichtes sprächen. Diese Sache ist eine Sache zwischen Gott und mir." Auch Jacobi wollte anfangs den Grafen nicht empfangen; aber die Macht eines Herzens, wie das Stolbergs, machte doch seine Wirkung auf diesen gar bald wieder geltend. „Ich bin nicht lieblos, Stolberg" schreibt Jacobi, „Dein Andenken wird mir ewig heilig bleiben!" — Als Stolberg mit seiner Familie Eutin verließ, um ganz nach Münster überzusiedeln, wollte ihm Voß nicht einmal ein „Lebewohl" gönnen. Der starre Rector ließ seine Frau ein Abschiedsbillet an Stolberg verfassen. Und wie antwortet auch da wieder Stolberg? „Also kein mündliches Lebewohl, weil Sie es nicht wollen? Von meiner Seite auch keine Vorwürfe, keine Erwiederung der mir gemachten. Ich würde Ihnen Beiden meine Ideen über Toleranz nicht beibringen können. . . . Mir ist seit ich katholisch bin, kein alter Freund darum weniger werth, sowie auch kein Protestant, dem das Christenthum wirklich heilig und lieb ist, sich darum von mir entfernt hat."

Am Michaelistage 1800 reiste Stolberg mit den Seinigen von Eutin nach Münster ab, von seinem Bruder und dessen Gemahlin bis Hamburg begleitet. Nicht alle Stimmen seiner alten Freunde hallten ihm in gleicher Weise nach wie die von Voß; von dem Stolberg selbst klagen muß, „daß er Essig sei und bleibe." Nicolovius schreibt: sein Schmerz über den Abschied des hohen, trefflichen Mannes wolle gar nicht alt werden! Klopstock, dessen Liebling Fried. Leop. Stolberg stets gewesen, war wohl traurig, daß in dem Wichtigsten, der Religion, sein Stolberg nun anders sei als er; doch hinderte ihn das keineswegs: mit alter Herzlichkeit jetzt diesen auf seiner Durchreise in Hamburg zu empfangen; und er schrieb an Gleim: „Unser Freund hat bei seinem großen Irrthume eben so viel Größe des Herzens durch seine Aufopferung für das gezeigt, was ihm jetzo Religion ist." — Ferner Claudius „der in schlichter Einfalt, in holder Naivität Unnachahmliche" — so spricht Stolberg über ihn — „ein Weiser in seinem Leben, wie in seinen unsterblichen Schriften, ließ ein Wölkchen über unsere Freundschaft ziehen, obschon er meinen Uebergang zur alten Kirche nicht gern sah." Ganz ebenso bewahrte F. Perthes sein Urtheil und seine Stellung zu Stolberg; und mit Freundestheilnahme verlegte er des Dichters sämmtliche Werke. Der alte Gleim dagegen ließ sich anfangs in seinem Urtheil über Stol-

bergs That auf die Seite von Voß ziehen; doch beharrte er dort nicht Erzürnt ruft der 79jährige Anfangs aus: „Wenn ich nicht ein alter kraftloser Mann wäre, so würd' ich ein Luther! Unsere Schuldigkeit ist, den Schaden zu verhüten, oder doch zu vermindern, der von diesem Beispiel zu fürchten ist. „Und" setzt er hinzu „schrieb ich eine Geschichte dieses Abfalls, sie ginge zurück auf Lavater. Stolbergs Schwärmerei war schon längst eine katholisch-lavaterische".

In der That, Lavater's Zuschrift, mit der dieser eigenthümliche Mann sich an Stolberg wendet, klingt fast wie eine Apologie für diesen Schritt. „Du wirst es mir" — so lesen wir darin — „eben so brüderlich als gläubig aufnehmen, wenn ich dir mit völliger Ueberzeugung sage: Mich freut's, wenn du bei diesem wichtigen Schritt an Ruhe deiner Seele, an Lust und Kraft zum evangelisch-christlichen Leben, an Leichtigkeit, das höchste Gut zu genießen, an Aehnlichkeit des Sinnes Christi gewonnen hast, oder gewinnen wirst. Gehe Jeder den Weg, welchen ihn Gott und ein redliches Herz führen! Ich sage mehr noch. Werde die Ehre der katholischen Kirche! übe Tugenden aus, die dem Unkatholischen unmöglich sein werden! Thue Thaten, welche beweisen, daß deine Aenderung einen großen Zweck hatte, und daß du den Zweck nicht verfehltest. Werd ein Heiliger wie Borromäus! Ihr habt Heilige, ich läugne es nicht. Wir haben keine, wenigstens keine wie Ihr habt. Ich verehre die katholische Kirche als ein altes, reichlich beschnörkeltes, majestätisches, gothisches Gebäude, das uralte theure Urkunden aufbewahrt. Der Sturz dieses Gebäudes würde der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein. Ich verehre, liebe, bewundere viele einzelne Katholiken, die ich kenne, und unter meine Freunde zählen darf. Aber — fährt Lavater nun fort — und wir sehen dann, daß der alte Gleim sich doch gründlich in ihm geirrt hat — „ich werde nie katholisch. . . . . weil ich mir keine Tugend, Vollkommenheit, Seligkeit in der katholischen Kirche denken kann, die der redliche Christ nicht auch außer derselben erreichen kann ꝛc." . . . So begriff Lavater aus Stolbergs ganzer Natur, aus seinem tiefen Gemüthe und dessen Geschichte wohl diesen Lebensschritt des Freunds vollkommen; aber sein sonstiger eigener Standpunkt eines rein subjectiven, vernunftmäßigen, selbststrebenden Christenthums ließ ihn doch nicht zu einer völligen Einsicht in die objective Wahrheit und Nothwendigkeit dieses Schrittes gelangen. Herder, dessen wir endlich noch unter diesen Stimmen erwähnen wollen, sprach mit vornehmer

Miene seines humanistisch gebildeten Toleranz-Christenthums herablassend von einer „Gemüthskrankheit Stolbergs", und kehrte sich von der Warte seines Ober-Hof-Predigerthums zugleich mit aparter Entrüstung „gegen den niedrigen Eifergeist im Protestantismus, den er über allen Ausdruck hasse!"

Hören wir nun auch von dem so viel Beurtheilten und Angefochtenen noch selbst ein Urtheil über die Kirche, der er nun angehörte. „Die Kirche," sagt Stolberg, „zeigt sich auch dadurch als gute Mutter und als die Braut desjenigen, der lehrend, lebend und sterbend uns die höchste Liebe lehrte, daß sie ein so liebliches und heiliges Band der Gemeinschaft um ihre Kinder schlingt. Die Gemeinschaft der Heiligen wird zwar auch in den Glaubensbekenntnissen der von der katholischen Kirche abgewichenen Partheien genannt, aber wirklich ohne daß sie einen Sinn damit zu verbinden wissen. Dasjenige, was der Katholik unter diesem Ausdruck versteht, ist unaussprechlich groß, trostvoll und heilig. Er fühlt schon hienieden in ewigen Banden wachsender Liebe sich vereinigt mit allen, welche an dem großen Weinstocke wachsen, dessen Reben sich aus der Erde und der Zeit erheben und durch den Himmel und in die Ewigkeit verbreiten!" An den Grafen Schmettau schreibt Stolberg: „Als Protestant geboren, war ich es und sah mit Schmerz den Protestantismus zusammenstürzen. Er stürzte ohne Anstoß in Folge seiner eigenen Hinfälligkeit; er gerieth in Verfall durch einen ihm eigenthümlichen Keim des Verderbens. Selbst sein Name Protestantismus — ein sprechender Name, weil er verneinend ist, verkündigt einen unruhigen, stürmischen Geist, mehr zum Zerstören als zum Bauen geneigt. Bald wandte er seine Waffen gegen sich selbst, entschlug sich der bisher noch von ihm geachteten heiligen Wahrheiten, vertauschte sie mit Zweifeln und ist im Begriffe, mit großen Schritten dem Atheismus zuzueilen.

„Die katholische Religion, unerschütterlich, unveränderlich durch ihre Natur, ist weder von den zerstörenden Grundsätzen der Scheinweisheit angegriffen worden, noch kann sie es werden. Der Katholik hört auf es zu sein, er verläßt seine kirchliche Gemeinschaft, sobald er sich im mindesten vom Dogma entfernt, denn das System der wahren Religion, das sich gründet auf der Wahrheit, welche nur Eine ist, kann seinen Character der Einheit nicht aufgeben; es gleicht der Kugel; nimmt man den geringsten Theil von ihr weg, hört die Kugel auf, eine solche zu sein.

„Von diesem Gedanken lebhaft bewegt, rührte mich zu gleicher Zeit die Wahrnehmung, daß die Katholiken weit besser als die Protestanten durch die Ausübung der Sittenlehre des Evangeliums entsprechen. — Ich bewunderte einen und denselben Geist, der seit achtzehn Jahrhunderten dieselben Anschauungen einflößt und der zugleich den Muth und die Kraft verleiht, das Leben darnach einzurichten.

„Alle christlichen Gemeinden nehmen das Gesetzbuch einer eben so Ehrfurcht einflößenden als einfachen Sittenlehre an; aber nur bei den Katholiken fand ich Menschen, welche dieser Sittenlehre treu waren, ich fand unter ihnen in allen Jahrhunderten einfache und außerordentliche Menschen, unterthänige und heldenmüthige, endlich Heilige. Während der Katholik seine Tugend an diesen großen Vorbildern und an den Triebfedern, welche dieselben hervorbringen, nährt, findet sich der Protestant, welcher das Christenthum nicht verlassen hat, irre gemacht und darauf beschränkt, sich erleuchten zu lassen von dem Lichte, das in den Werken der Katholiken verbreitet ist."

Klar, fest, im wahren Zusammenhange und mit freudigem Bekenntnisse seine unerschütterlich gewonnene Ueberzeugung, seinen Glauben an die heil. Kirche zu bezeugen, hat Stolberg niemals unterlassen. Heben wir nur noch einige Worte aus einem dies besonders beweisenden Schreiben des Grafen Stolberg hervor; er schreibt: „Schon Paulus verweiset den Bischof Timotheus auf die „Kirche des lebendigen Gottes, den Pfeiler und die Grundveste der Wahrheit," weil ihre Lehre in Uebereinstimmung aller Bischöfe und Kirchen, in der wahren apostolischen Lehre besteht, deren Hüter die Bischöfe sind, daher auch der heilige Ignatius, den die Apostel selbst zum Bischofe geweihet hatten, in einem von den Protestanten wie von den Katholiken als ächt anerkannten Schreiben sagt: Ohne Bischöfe könne keine Kirche sein." „Die katholische Kirche hat einen Nachfolger des heiligen Petrus zum Oberhaupt, Nachfolger der Apostel zu Häuptern. Sie hat auch Priester. Ohne Opfer kein Priesterthum. Von diesem Opfer weissagte ein Seher des alten Bundes: „Vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergang soll Mein Name herrlich werden unter allen Völkern, und an allen Orten soll Meinem Namen geräuchert werden und ein reines Speisopfer geopfert werden, denn Mein Name soll herrlich werden unter allen Völkern, spricht der Herr Sabaoth."

„Von diesem unsern heiligen Opfer reden alle Kirchenväter der ersten Jahrhunderte, daher auch einige sehr gelehrte Theologen unter

den Protestanten anerkannt haben, welches Unrecht die Stifter ihrer Kirche gehabt, ihnen dieses Opfer zu nehmen."

„Solche Protestanten, die dahin kommen, daß sie Unruhe über die Wahrheit ihrer Lehre bekommen, würden gewiß, wären sie im Schooße der katholischen Kirche geboren, ihren mütterlichen Schooß nicht verlassen. Aber warum folgen sie nicht der immer mütterlichen Kirche, die sie ruft? Mögen sie mit dem demüthigen Vertrauen Seinen Geist anrufen, eingedenk der Worte des Sohnes Gottes: „So ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten!"

Wie fand sich nun Graf Stolberg so heimisch in Münster! Seine Freunde: die Gallitzin, Fürstenberg, Overberg, Katercamp, die Droste-Vischering, die Professoren Gerz und Kistemaker, sie Alle bemühten sich — und leicht ward es ihnen — recht traut und lieb die Stätte dem so Willkommenen zu bereiten. An Stelle des ihnen Allen so theuren Nicolovius, trat nun Kellermann als Lehrer und Erzieher in die Familie Stolbergs ein; in der er lange Jahre dies Amt, im Verein des höhern eines Priesters und Seelsorgers, so segensreich verwaltete. Er war es, der auch später am Sterbebette Stolbergs stand, und ihm die letzten Tröstungen der heil. Kirche reichte.

Das ganze Thun und Leben des Grafen war von jetzt an dem Geiste der heiligen Kirche geweiht; er brachte sein Ich mit allem was ihm angehörte als Opfer seinem Heiland dar. „Die Religion Jesu Christi," sagte er, „erfaßt den ganzen Menschen;" und so sehen wir ihn sich ganz diesem Geiste der Religion Jesu hingeben. In der Frühe des Tages wohnte er in stiller Demuth mit seiner Gemahlin täglich dem heiligen Meßopfer bei; mit ihr vereint empfing er jeden Sonntag in der heiligen Communion das Brod des Lebens. Er durchwanderte die Stationen des Kirchenjahrs, die Reihe der Festtage der heiligen Kirche im Geiste der innigsten Glaubensgemeinschaft mit der Gemeinde Christi auf Erden, und im stetem Hinblick zum himmlischen Herrn und Haupt dieser Gemeinde und zu all' Seinen Heiligen. Alle Zeit suchte er nicht seine, sondern seines Heilands Ehre. Als der wiederversöhnte Jacobi dem Grafen öffentlich seine größte Verehrung kund that, aber nicht mit Hochachtung von dem redete, was des Grafen Glauben anlangte, antwortete dieser: „freundschaftlich,

sehr freundschaftlich sprichst Du von mir in der kleinen gedruckten Schrift und an mich im begleitenden Briefe. Von dem aber, was mir heilig ist, von dem ich wünsche, daß es das Leben meines Lebens, die Seele meines Ichs werden möge, von der Religion Jesu Christi sprichst Du gehässig. . . . Ich weiß nicht, warum Dir wohl bei mir ward, da ich doch Christ ward, ehe ich katholisch, d. h. wie Du so deutlich als wahr zu erkennen giebst, als Christ consequent ward."

Der ächte deutsche Edelmann Stolberg hatte nun auch die Freude, in Münster im Jahre 1802 mit dem ächten deutschen Edelmann, dem Freiherrn von Stein zusammen zu kommen. Es ist uns ein Urtheil Steins, welches dieser große Staatsmann über Stolberg an eine Freundin schrieb, aufbewahrt: „Stolberg," schreibt er, „bleibt mir immer achtungswerth wegen seiner reinen Liebe zur Wahrheit und wegen der Resignation, mit der er ihr so viel aufopfert; — das Betragen seiner literarischen Freunde Jacobi und Voß bleibt hart, brutal, einseitig. . . . Er glaubt in der katholischen Kirche Ruhe und Bestimmtheit zu finden, er findet in ihr das ursprüngliche Christenthum, warum ihn mit Wuth und Schimpfen verfolgen? . . .

In der That, Ruhe und Bestimmtheit — den Frieden, den die Welt nicht gibt — hatte Stolberg gefunden. In der Beseligung und Weisheit dieses Friedens Jesu erzog er seine Kinder, und rüstete sie aus mit dem Schild des Glaubens und dem Helm des Heils für den Kampf in der Welt; in der Kraft und Erleuchtung dieses Friedens Jesu wirkte er durch Wort und Schrift mit zur Ausgestaltung des Gottesreichs auf Erden. Nachdem der Dichter im Jahre 1803 „zwo Schriften des heil. Augustin: von der wahren Religion und von den Sitten der katholischen Kirche" herausgegeben hatte, unternahm er jetzt, angeregt von Außen durch seines Freundes Clemens Droste und der Fürstin Gallitzin Vorschlag, getrieben von Innen durch den Diensteifer zur Beihülfe am Gottesreich, ein größeres Werk zu verfassen, in welchem die Religion Jesu als das einzig befruchtende Centrum der großen Welt- und Menschengeschichte dargestellt werde. Er begann seine „Geschichte der Religion Jesu Christi." Wie immer, so schritt er auch jetzt mit innigem Gebet an diese Arbeit: „Mißtrauen in eigne Kraft ist der Schild, Vertrauen in die Kraft Gottes ist das Schwert des in Heldenmuth demüthigen, in Demuth heldenmüthigen Christen" — mit diesem seinem Sinne hatte Gott selbst die Rüstung zu solchem Unternehmen ihm verliehen.

Das Erscheinen der Anfänge dieses bedeutenden Werkes Stolbergs sollte seine edle Freundin, die Fürstin Gallitzin, leider nicht mehr erleben. Sie starb am Sonntag Jubilate des Jahres 1806. „Meine Seele ist tief betrübt, aber mein Geist freuet sich gleichwohl, denn sie hat das Ziel erreicht, und hilft mir noch durch ihre kräftige Fürbitte," schrieb der trauernde Dichter an den Sohn der Dahingeschiedenen.

Im September desselben Jahres noch (1806) erschien der erste Band der „Geschichte der Religion Jesu," mit einer Zueignung des Verfassers an seine Söhne und Töchter. „Ihnen zuvörderst wünsche er dieses Andenken seiner Wallfahrt auf Erden zu hinterlassen, ihnen zuvörderst den Gegenstand dieser Schrift, die Religion Jesu Christi, an's Herz zu legen." Aber wie Vielen außer jenen hat Stolberg durch dies herrliche Buch die Religion des Heilands an das Herz gelegt; wie Manchem ist er ein Wegweiser dadurch geworden auf den Weg des Friedens und zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheit! — Mit treffenden Worten spricht sein Zeitgenosse Katercamp von der Bedeutung dieses Werkes: „Stolbergs Geschichte der Religion Jesu Christi, welche ungeachtet der tiefen Schätze von Gelehrsamkeit, die sie enthält, dennoch mehr die erbauende als gelehrte Tendenz hat, hat in jener verkommenen Zeit nicht wenig, theils zur Erhaltung, theils zur Wiedererweckung christlicher Gesinnung gewirkt. Sie wurde mit gleichem Interesse von Protestanten und Katholiken gelesen. Und als die Zeit der Befreiung von der Fremdherrschaft gekommen war, erkannte man in den Gegenden, wo dieselbe durch längeren Bestand zur Zerstörung christlicher Gesinnung am meisten geschadet hatte, die Rückkehr zum Glauben darin, daß Gesellschaften sich bildeten, in welchen zur Belehrung und Erbauung die Religionsgeschichte vorgelesen wurde. Nicht leicht wird irgendwo auf stillem Wege und in kleineren Verbindungen, dennoch in so großer Ausdehnung zur Verbreitung ächt religiöser Gesinnung mehr gewirkt worden sein, als durch Stolberg in der gebildeten Welt überhaupt."

Welche Kraft ging aber auch für Stolberg selbst aus einer solchen Beschäftigung hervor, und welch' einen Trost gewährte es ihm gerade zu jener Zeit, sich in die Betrachtung der göttlichen Verheißungen und ihrer Erfüllung in der Kirche Christi zu versenken! Nagte doch damals viel Zagen und trüber Schmerz in Stolbergs wie in jedes ächten Deutschen Brust, denn der freche Fuß eines gottlosen

Gewalthabers zertrat des deutschen Vaterlandes Freiheit und Würde. Die Schmach der Fremdherrnschaft lastete auf Deutschland; und nicht genug, daß sie in Fesseln schlug das äußere freie Eigenthum der Deutschen, — auch Sitte, Frömmigkeit und jedes edlere Besitzthum deutschen Wesens ward durch den Uebermuth der napoleonischen Schaaren geknechtet und verderbt.

Ohne Unterlaß bemühte sich Graf Stolberg, durch sein begeisterndes Freiheitswort zur Abwehr solcher Schmach die Deutschen aufzureizen. Das zog ihm, da die Freiheit des Landes ja schon längst gefesselt war und alles Thun dort überwacht wurde, geschärfte polizeiliche Ueberwachung zu. Dem zu entgehen, entschloß sich Stolberg, da er ja außerdem im Sommer stets Münster verließ, um das Landleben zu genießen, jetzt (1812) seinen Familiensitz auf dem an der Grenze Westphalens gelegenen Rittersitze Tatenhausen aufzuschlagen.

Von diesem stillen Orte verfolgte er mit scharfem Auge und erregtem Herzen den langersehnten, endlich mächtig sich erhebenden Aufschwung deutscher Kraft und deutschen Zorns gegen die Fremdherrnschaft; von dort, aus seiner Zurückgezogenheit, ließ der ergraute Sänger nochmals gewaltige Freiheitshymnen, die jetzt realen Grund hatten, erschallen hin zu den siegreich kämpfenden Schaaren der edlen Söhne Deutschlands. Da klangen wieder zusammen die Freiheitsgesänge der beiden Brüder Friedrich Leopold und Christian Stolberg! Was Fried. Leop. einst gesungen: „Sohn hier hast du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer" das verwirklichte er jetzt, indem er seinen ältesten Sohn Ernst in die Schlacht sandte. Derselbe erfocht sich auf dem Schlachtfelde bei Aspern Lorbern. Als nun das ganze Preußenland mächtig zur Abwehr gegen Frankreich sich erhob, da sandte Stolberg noch drei Söhne voll Begeisterung mit in den Kampf gegen Napoleon. Er selbst klagt, daß er vom Alter sei gebannt, und nicht auch mit ziehen könne! Aber er kämpfte doch redlich mit: durch die Waffen des Gebets für die gerechte Sache Deutschlands, und durch den begeisternden Ruf seiner Freiheitsgesänge! — Wie einst sein erstes Lied eine Freiheitsode war, so sollten, schien es, Freiheitslieder fast beschließen seine Lebenszeit.

Der blutige Tag bei Ligny entriß dem Grafen seinen hoffnungsvollen Sohn Christian; er starb, ein treuer Freiheitskämpfer, für's Vaterland den Heldentod. Nicht im Geringsten klagte darob der gottergebene Vater: „Der Herr hat Alles wohlgethan," sind seine

Worte, „Er hat meinen Christian für seinen treuen Kampf belohnt." Die beiden anderen Söhne kämpften bei Belle-Alliance noch ruhmvoll mit.

Dem Anbruch einer neuen Zeitenwende für Deutschlands Volk, sah Stolberg voller Hoffnungen entgegen: an Statt der Knechtschaft trete nun die edle Kraft der neuen Freiheit — so hoffte er — an Statt der Gottvergessenheit, die nur zu tief in's Herz des deutschen Volks gedrungen sei, — die rechte Gottesfurcht! Ganz frohbeglückt begrüßte unser Dichter so den langersehnten Freiheitsmorgen. Doch was der angebrochene neue Tag für Deutschland Alles bringen werde, das mitzuleben, war nur kurze Frist ihm noch beschieden. So lang er aber lebte, wirkte er, weil es noch Tag war.

Seine „Geschichte der Religion Jesu" hatte Stolberg jetzt auf kurze Zeit unterbrochen, um „das Leben Alfreds des Großen", des angelsächsischen Helden und Königs, darzustellen; eine Schrift, in der wieder sein deutscher Geist in reiner, schöner Sprache sich kund gibt. Er widmete dieselbe dem Kronprinzen von Hannover, in dessen Residenzstadt er sie, während eines kurzen Aufenthalts, verfaßt hatte.

Nach dem Friedensschlusse schaute Stolberg besorglich danach aus: ob bei dem Bestreben einer politischen Reconstruirung Deutschlands man vor Allem Rücksicht nähme auf die rechte Quelle alles Wohlgedeihens des Volks — auf Religion und Kirche. An Perthes schreibt er: „Auf dem Bundestage ruht mein Auge mit mehr Wunsch als Vertrauen. Ob von ihm etwas für die Religion zu erwarten ist, weiß ich nicht. Wahrhaftig Gutes aber kann nur von dem Geiste Gottes, den Er auf kräftige und gesalbte Männer ergießen wolle, gewirkt werden. Alles andere flickt nur am Aeußeren und läßt das Innere todt."

Wie waren überhaupt die Ansichten des Mannes, der lange gedient hatte im Staatswesen; der betraut gewesen war mit diplomatischen Missionen; der mit der Umsicht eines klaren Geistes stets die politischen Verhältnisse und Entwickelungen Europa's seit fast einem halben Jahrhundert verfolgt hatte, wie waren seine Ansichten vom Staatswesen? Aus dem Gange seines offenen Lebens springen seine Staatsprincipien wohl unzweideutig überall hervor. Aber war es doch, als sollte er der Welt kurz eh' er sie verließ, noch einmal sein politisches Glaubensbekenntniß in Kurzem eröffnen! Aus seinem vorletzten Lebensjahr (1818) haben wir noch eine Abhandlung von Stol-

berg, „über den Zeitgeist“ betitelt. Da lesen wir des Psalmisten Wort vor Allen, das gleichsam das Motto der Staatsanschauung Stolbergs war: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen; wo der Herr nicht die Stadt bewachet, so wachet der Wächter umsonst.“

Je näher ein Staat, meint Stolberg, dem Zustande einer Gesellschaft sei, desto kräftiger entwickelen sich die Charactere; desto tüchtigere Menschen und Kräfte bringt er hervor. Der kleinste, einfachste, allen anderen Verbindungen der Menschen zu Grunde liegende gesellschaftliche Verein sei aber die Familie. Aus den Familienverhältnissen bekommt der Staat seinen rechten Bestand. Die Familie und ihre Ordnung nun beruht auf dem Begriffe der Autorität. Dieser Autoritätsbegriff stammt aus der Religion. So ruhn die Wurzeln des Staats durch die Familie in der Religion. Und wie in der Familie die väterliche Gewalt durch die Religion sanctionirt wird, so wird im Staate die obrigkeitliche Gewalt durch die geistliche, aus der Religion und ihrem Organ, der Kirche, stammende Weihe sanctionirt. Damit wird dann der willkührlichen Gewalt, wie sie in einer unumschränkten Monarchie sich findet, die Rechtmäßigkeit versagt, denn über der obrigkeitlichen Gewalt steht ja die Macht des göttlichen Gesetzes; und andererseits ist nicht etwa ein abstract-juristisches Gesetz die oberste Instanz im Staate, sondern die oberste Instanz ist allein: das aus dem Geiste der Religion und ihrer heiligen Institution geweihte Gesetz. Nur von der ewigen, absoluten, der göttlichen Autorität und ihrer heiligen Ordnung, kann und sollte der Ordnung eines Staatswesens die ihr gebührende Autorität zufließen. In solchem Staate sei dann wahre Freiheit, denn es verhalte sich wie ein Kirchenlehrer sage: „Wo Gottes Geist herrscht, da ist Freiheit.“

Man merkt jener Abhandlung Stolbergs „über den Zeitgeist,“ wie allen späteren Schriften desselben an, daß er, bevor er auf den Markt des irdischen Lebens mit einer Schrift hinaustrat, in seiner Kirche war zu beten. Hatte er doch unmittelbar vor jener politischen Abhandlung „vom Zeitgeist“ das Lebensbild eines Mannes entworfen, der ganz und gar vom Ewigkeitsgeiste durchdrungen war: das Lebensbild des h. Vincenz von Paula. Er zeichnet diesen heiligen Mann, den Stifter der Orden „der barmherzigen Schwestern“ und „der Priester der Mission“ mit einem Sinne, der es verräth, wie

lange er selbst in demüthiger Verehrung zu diesem Heiligen als einem Vorbilde hinangeschauet habe.

Von Stolbergs großem Werke, der „Geschichte der Religion Jesu“ war jetzt (1818) der 15. Band erschienen. Der Verfasser hatte bis in sein 69. Jahr der übernommenen Aufgabe mit Aufwand seiner ganzen Kraft gedient. „Dem greisen Landmann gleich,“ so schreibt er nun von sich, „der seinem Sohne das väterliche Erbe einräume, dessen Bau ihm zu schwer werde, greife auch er nun desto fröhlicher zu Beschäftigungen, welche den Kräften seines Alters eignen, beschränke sich etwa auf die Pflege des Gartens.“ Dieser Garten, darauf Stolberg sich beschränkte an seinem Lebensabend, war „das Paradies der heiligen Schriften.“ „Aus der Quelle göttlicher Kräfte schöpfend, welche diese darbieten, verjünge ich mich in ihrem geweiheten Schatten, labe mich an dem Dufte ihrer unverwelklichen Blumen, und nähre meinen Geist mit den Früchten ihrer Lebensbäume,“ sagt er in der Vorrede seiner „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift.“ Seinen Kindern, „mit denen er zuletzt noch sich unterhalten wolle von den Erbarmungen, die Gott uns durch seinen Sohn erwiesen,“ widmete Stolberg auch diese seine letzte größere Schrift.

Diese seine Kinder sämmtlich, im Verein mit seinem theuren Bruder Christian, und mehreren Freunden von Münster, sah Stolberg noch einmal vor seinem Lebensende im Mai des Jahrs 1818, um sich versammelt. Es war dies in Sondermühlen, einer im Osnabrück'schen gelegenen Domäne, die der Graf seit 1816 gepachtet hatte, um dort sein Leben zu beschließen. An den ihm in innigster Sympathie zugethanen Dichter Fouqué schreibt der glückliche Dichter aus dem versammelten Kreise der Seinen: „Ich durfte kaum hoffen, diese große Freude noch zu genießen.“

Einen bitteren Tropfen in diesen schönen Freudenkelch mischte ihm zu seinem Schmerze noch der alte, unversöhnte Voß. Dieser war durch jenen von Stolberg veröffentlichten Aufsatz „über den Zeitgeist“ so in Wuth gerathen, daß er, der Klopffechter der zeitgeistigen Aufklärerei sich daran machte: in einer über alle Begriffe boshaften Schmähschrift „wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier“ betitelt, den Dichter, für dessen Edelsinn er einst geschwärmt, den Freund, dem frühere Förderung und Unterstützung er zu danken, den Christ, dessen Herzensdemuth ihn beschämte immerdar — als einen argen

Finsterling dem Hasse der öffentlichen Meinung preiszugeben. Stolberg ließ den Zürnenden bitten: er möge doch mit ihm das Streitige lieber brieflich abmachen; „öffentlich würde er nicht antworten, oder sehr sanft." Darauf antwortete der Vertreter der Lichtfreunde: „wie? sollen wir das Gewimmel dumpfbrütender Molche, Kröten und Blindschleichen ungestört lassen, weil sie verächtlich sind? Steh auf, rief mir der Geist, gegen die schlängelnde Brut der Finsterniß! Thu' Recht, scheu Niemand! sprach der Geist. Und ich antwortete getrost: hier bin ich! Was ich vermag, soll geschehen." Und nun steht er auf, der knöcherne Hofrath auf seinem Heidelberger Gelehrtenstuhl und erhebt seinen hölzernen Stab, und thut, was er vermag, d. h. er entlädt eine unglaubliche Menge Verläumdung auf ihn, der „da abfiel von der Wahrheit und dem Wahrheitsfreund," und nicht allein auf ihn und sein Thun, — auch auf seinen Bruder, seinen verstorbenen Vater, seine nächsten Freunde und Verwandten. „Sie werden staunen über die Schamlosigkeit, die Wuth des Mannes!" schrieb jetzt selbst der sonst so nachsichtige und versöhnlich gesinnte Stolberg an Fouqué.

So schwer es nun dem mit solcher Verläumdung Angegriffenen auch ward, daß er auf seinem stillen Wege zum nahen Grab noch einmal sich umwenden sollte zur Abwehr gegen so bittere Erdenfeindschaft und so gehässiges Luggewebe — dennoch hielt sein starker Character solche Pflicht für sich geboten. Mit edler Mäßigung, zugleich mit der treffenden Schärfe seines sittlich überlegenen Urtheils, schrieb er eine Erwiederung gegen Voß. Doch von der völligen Vollendung dieser unerfreulichen Arbeit rief ihn sein Sterbelager ab. So übertrug er denn die Vollendung und Herausgabe dieser Vertheidigungsschrift seinem theuren protestantisch gebliebenen Bruder Christian. Und dieser, im Verein mit Kellermann, hat solchen Auftrag, der ihm ein heiliges Vermächtniß war, in freudigster und vollkommenster Weise erfüllt. Unter dem Titel „Kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Herrn Hofrath Voß" erschien diese Schrift im Anfang des Jahres 1820.

Aber nicht sollte der, der viel geliebt hatte, aus diesem finsteren Thale scheiden nur mit dem Wort des Erdenkampfes. Sein letztes Vermächtniß war, was er geschrieben von der heiligen Liebe.

„Nahet euch
Des Himmels Kinder, Lieb und Glaube,
Stimmet die Seele des Erdensohnes.
O kommt und bleibet! daß sich mit Schwanengesang
Mein Geist erhebe, wenn ihm die Hüll' entsinkt!" . . . .

o **sang** einst Stolberg auf der Höhe seines Lebens, und was er da rfleht, erfüllte sich an seiner Lebensneige: Sein „Büchlein von er Liebe“ ward sein „Schwanengesang.“ Und will man schöpfen Kraft für seine Seele, so lese man dies letzte Büchlein Stolbergs; md will man nehmen von den Früchten des Geistes Gottes, wie der eilige Apostel Paulus sie uns beschreibt: Liebe, Freude, Friede, Geuld, Freundlichkeit, Lindigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit — in enem Büchlein sind diese Früchte herrlich ausgebreitet. Und will man ndlich wissen, was an Stolberg selber war, so lerne man aus enem „Büchlein von der Liebe“ ihn recht erkennen: denn so viel ist er Mensch werth, als er liebt.

Doch wenden wir uns nun zu Stolbergs Sterbelager. Die Seinigen haben ein Tagebuch von seinem Kranksein und Hinüberscheiden aufbewahrt. Man findet dies in wenigen späteren gesonderten Ausgaben seines „Büchleins von der Liebe“ als Anhang beigefügt. Mancher kann da Erbauung aus solchem seligen Ende schöpfen! „Wie er unser Vorbild im Leben war, so sollte er es auch im Leiden und im Tode sein,“ schreiben seine Kinder.

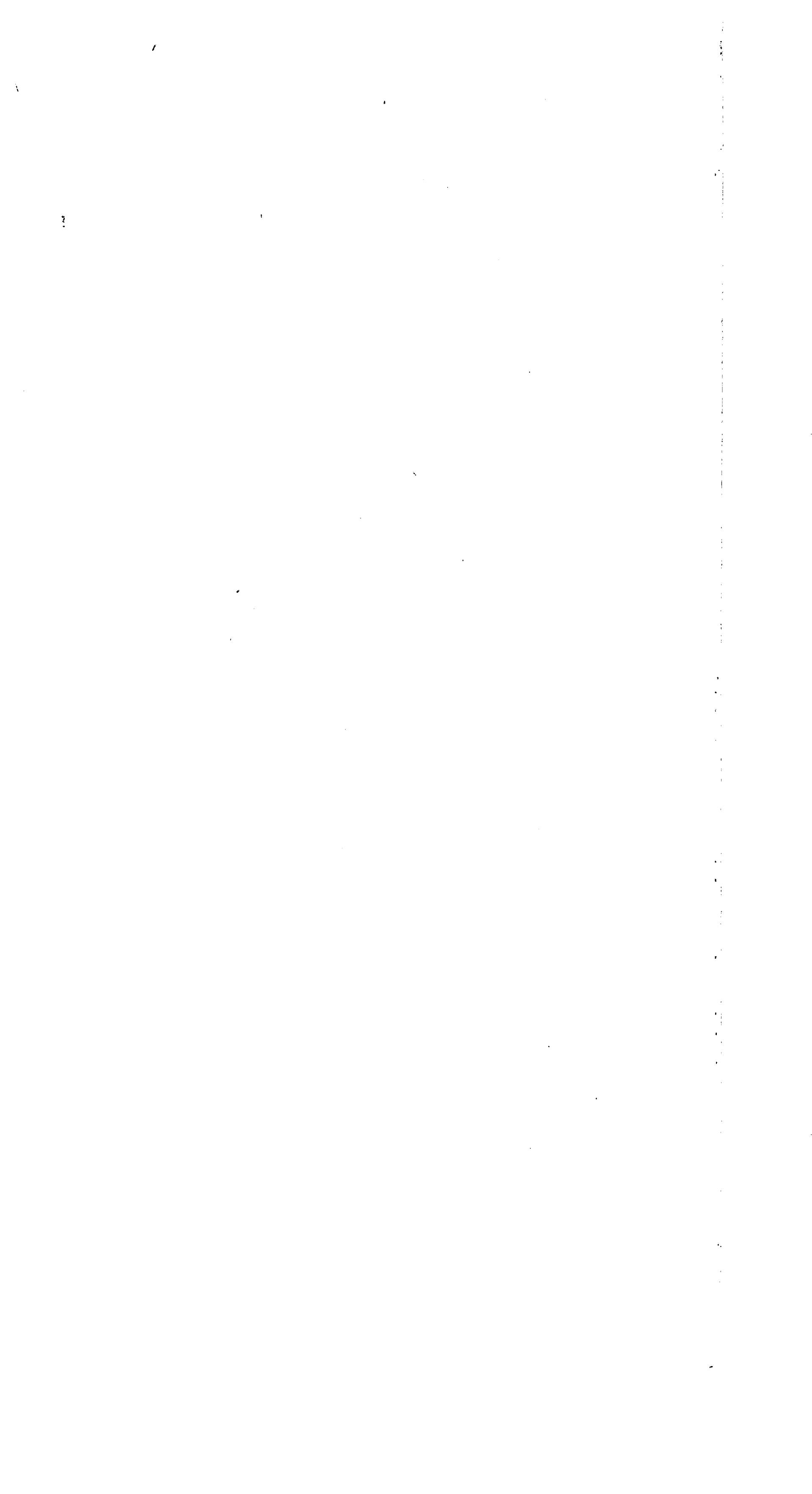
Seine treue Gattin, seine Kinder wachten um ihn; sein vertrauter Freund Dechant Kellermann aus Münster war gerade zu ihm gekommen. „Wir müssen uns auf Alles gefaßt machen“, hatte Stolberg gleich im Beginne seines Erkrankens gesagt. Seine Kinder mußten ihm besonders aus dem Evangelium St. Johannis viel vorlesen; er hörte mit innigster Andacht zu. Er prüfte sich aufrichtig vor Gott: ob er auch treu gewesen; „ach! wer ist rein, wer ist rein vor Gott!“ rief er wiederholt. Gefaßt legte er bei Kellermann seine Beichte ab. Den Seinen, die um sein Bett knieten, sagte er: „Kinderchen, laßt es euch wohl sein, mir ist ganz wohl! seht! Kinder! ich habe eine schöne Zeit gelebt: 70 Jahre, was wollt ihr mehr? Gott weiß, wie ich an der Mama und an euch hange, aber doch gehe ich nun gern. Gott hat alles so freundlich gefügt. Kellermann ist nun hier, der wird mich noch hinüber beten. Mein Büchlein von der Liebe ist nun fertig, das habe ich noch recht mit Liebe geschrieben. Ich ginge nun gern; aber freilich, wenn Gott mich noch hier lassen will, so ist es auch gut.“ Darauf empfing er auf sein sehnliches Verlangen die heilige Communion; und als Kellermann ihm das Gebet anima Christi vorsprach, betete er jedes Wort mit tiefer Rührung nach. „Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte Kellermann, „in Ewigkeit, in Ewigkeit!“

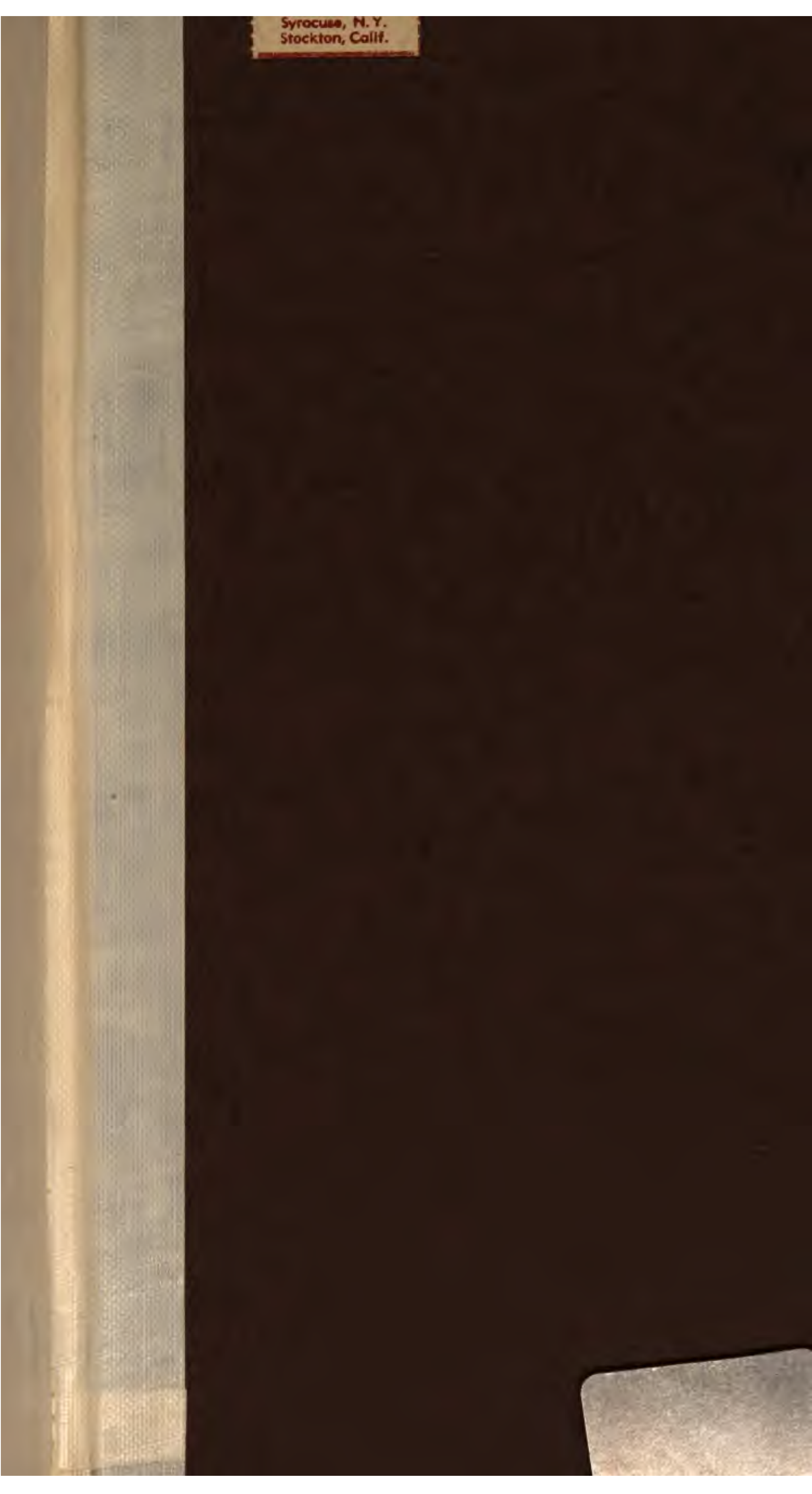
erwiederte Stolberg mit gefalteten erhobenen Händen. Er war über allen Ausdruck ruhig, heiter und liebevoll. „Nehm' ich's auch ernst genug?" sprach er dann wieder, „ich soll bald vor dem Gerichte Gottes stehen!" Nachdem er die heilige Oelung empfangen, lag er wie verklärt von Himmelsfrieden und harrte seiner Erlösung, „daß das Sterbliche würde verschlungen von dem Leben," wie er sagte. Mit einer wunderbaren Ruhe bestimmte er Andenken für seine Kinder, trug Grüße an geliebte Verwandte und Freunde auf; dies immer mit dem Wunsche, daß diese für ihn beten möchten! „Demuth, Wachsamkeit und Gebet," bat er seine Gattin, den Kindern an's Herz zu legen; „und dann vor allem Treue in der Fürbitte für Andere." „Wenn Gott mir großen Sünder, der ich bin, Barmherzigkeit erzeigt," fügte er hinzu, „so ist es, glaube ich, weil ich — ich darf sagen — treu diese Pflicht der Liebe erfüllt habe."

Nach einer schweren Leidensnacht, der letzten für ihn auf Erden, brach sein Todestag herein. Er äußerte seit Anbruch desselben wiederholt sein Verlangen „abzuscheiden um bei Christo zu sein." Aber ohne jede Ungeduld that er dies. Sein Anblick war so, daß sein Arzt später sagte: „Ich kann mir doch nicht denken, daß es einen Bösewicht geben könnte, der bei dem Anblick sich nicht bekehrte!" An diesem seinem letzten Tage rief Stolberg noch einmal seine ganze Hausgenossenschaft, alle die Seinigen um sein Sterbelager; wie ein scheidender Patriarch lag er da. Mit matter, aber feierlicher, bewegter Stimme redete er zum letzten Male zu ihnen. Er rief den allgegenwärtigen dreieinigen Gott an; befahl Ihm sich, seine selige und seine noch lebende Frau, seine todten und seine noch lebenden Geschwister, seine todten und seine noch lebenden Kinder, seine Enkel und Enkelinnen, daß sie Alle ein Band der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung umschlingen möge; daß von diesem Häuflein keines fehle und sie alle einst vereint werden an dem Throne Gottes, zu dem er, ein so elender Sünder er auch sei, doch im Vertrauen auf Christus freudig hinüber gehe. — Die Kraftlosigkeit, das Röcheln nahm jetzt bei ihm zu; Kellermann stärkte unablässig den mit dem Tode Ringenden mit den Worten des Lebens. „Der Herr ist nahe," sagte der Priester. „Gottlob! heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes!" erwiederte der Sterbende. Als es Abend worden war, hatte Gott seine Seele zu Sich genommen. „Gelobt sei Jesus Christus!" — war ihr letzter Hauch gewesen.

Dem Grafen waren fünf seiner Kinder vorangegangen in die Ewigkeit; dreizehn lebende ließ er zurück auf Erden, welche sämmtlich, mit Ausnahme einer Tochter, den Glauben der Eltern bekannten.

Auf einem kleinen Friedhof, am Saume eines dunkeln Tannenwaldes, nicht weit von Tatenhausen, ist ein einfach Grab: „Hier liegt Friedrich Leopold Stolberg" — und dann ein Wort des göttlichen Erlösers ist darauf zu lesen: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben." Stolberg hatte diese schlichte Grabschrift selbst bestimmt. „Hinzusetzen müßt ihr nichts" — hatte er noch auf seinem Sterbelager gesagt — „denn wenn von dem Ewigen die Rede ist, muß man von dem Zeitlichen schweigen." So meldet uns der Grabstein freilich nichts von All' dem, was Stolberg in der Zeitlichkeit gewirkt hat. Das kann auch nicht ein todtes prunkvoll Monument, das kann sein ganzes Leben nur erweisen: wie Alles, was er war und that und wirkte vom Geist der ewigen Wahrheit ganz durchdrungen war, und darum nicht wie sein Gebein zerstiebt! Sein herrlich Dichten, seine Treue und heilige Liebe im Familienkreis und in der weiten Menschheit, sein fester männlicher Charakter in seiner so gesinnungslosen Zeit, sein innig gläubiges Festhalten am unerschütterlichem Grunde seiner Kirche — das Alles läßt ihn wie ein Ideal, das nicht vergessen werden kann, in sein Jahrhundert und in ferne Zeiten ragen. Und dieses Bild trägt solche Unterschrift: er suchte, fand und gab — Wahrheit und Liebe.




Syracuse, N.Y.
Stockton, Calif.

